

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heinrich von Kleists sämtliche Werke in vier Bänden

Die Familie Schroffenstein. Penthesilea

Kleist, Heinrich

Leipzig, [1895]

Heinrich von Kleist

[urn:nbn:de:bsz:31-88888](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-88888)

Heinrich von Kleist.

Von Dr. Karl Siegen.

Das angesehene Herrengeschlecht von Kleist, das schon im 12. Jahrhundert n. Chr. Geb. vorkommt und noch um 1400 einen gemeinsamen Stammvater hatte, hat unserem deutschen Volke außer so manchem tüchtigen Feldherrn und Staatsmann auch nicht weniger als drei Dichter geschenkt, auf deren jeden dieses Adelsgeschlecht stolz sein darf. Der älteste dieses poetischen Dreigestirns und bei Lebzeiten der berühmteste der drei Kleiste, die bei der Geburt schon den Weihenfuß der Muse empfangen, ist Christian Ewald von Kleist aus dem Hause Damen (bei Belgard), der Dichter des „Frühlings“, geboren 1715, am 12. August 1759 bei Künersdorf auf den Tod verwundet und am 24. desselben Monats zu Frankfurt an der Oder gestorben. Der zweite ist Franz Alexander von Kleist aus dem Hause Nuttrin (gleichfalls bei Belgard), der zu Lebzeiten ebenfalls gefeierte, jetzt fast ganz vergessene Verfasser von „Zamori“, geb. 1769, gestorben 1797 auf seinem Gute Ringenwalde in der Neumark. Der dritte endlich und zwar derjenige, der wohl auch, gleich seinen älteren Vettern, schon bei Lebzeiten keines geringen Dichterrufes genoß, aber erst nach seinem nur allzufrühen Tode mehr und mehr zu der verdienten Anerkennung als der bedeutendste deutsche Dichter nächst Goethe und Schiller gelangen und allmählich den Ruhm seiner beiden älteren Vettern ganz in den Schatten stellen sollte, ist Heinrich von Kleist aus dem Hause Schmenzin, ebenso ausgezeichnet als Dramatiker, wie als Novellist und patriotischer Lyriker, als Mensch aber, dank Schicksalstüde, zum Teil freilich auch durch eigenes Verschulden, einer der unglücklichsten von allen denen, die sich durch ihre Werke unverwelklichen Lorbeer errungen haben, an Ruhm und Unglück wie auch an früherer Erscheinung, wenn wir einem zeitgenössischen Urteil trauen dürfen, am meisten dem Torquato Tasso vergleichbar.

Über die Kindheit Heinrich von Kleists wie über seine Vorfahren wissen wir nur sehr wenig und dies Wenige über Kleists Vorfahren, besonders seine Großeltern, auch eigentlich erst seit meinen Feststellungen in der „Gegenwart“, Nr. 19 vom Jahre 1882 in annähernd erschöpfender Weise, nachdem einiges Material über des Dichters Eltern, noch mehr über dessen Geschwister Prorektor Schwarze in Frankfurt a. d. Oder in der Nr. 44 der „Gegenwart“ vom Jahre 1876 veröffentlicht hatte. Heinrichs Großvater, der Hauptmann Bernd Christian von Kleist, geb. am 11. November 1680 auf dem väterlichen Gute Schmenzin bei Belgard in Pommern, seit 1723 im Ruhestande und am 30. Juni 1749 auf demselben Gute, das er ererbt hatte, gestorben, war ein biederer, gottesfürchtiger Herr, das Muster eines pommerschen Edelmanns und seit 1726 mit Hedwig Magdalena von Kleist aus Biezow, Tochter des Landrats Ewald Joachim von Kleist, verheiratet, die am 6. Mai 1753 zu Falkenburg entschlief, nachdem sie ihrem Gatten 5 Töchter und 3 Söhne geschenkt, von welsch letzteren nach einer Familienbestimmung der Jüngste Schmenzin erbte. Der älteste dagegen von Bernd Christian von Kleists Söhnen, Joachim Friedrich von Kleist, Heinrichs Vater, war am 13. Oktober 1728 geboren, bezog 1749 die Universität Frankfurt a. d. Oder schlug aber schon 1751 die militärische Laufbahn ein, heiratete 1769 als Stabs-Hauptmann das Fräulein Karoline Luise (nicht Elise, wie Schwarze angiebt) von Wulffen, die ihm 1772 eine Tochter Wilhelmine und am 26. April 1774 eine zweite Tochter, Philippine Ulrique (Heinrichs Lieblingschwester) gebar und schon am 3. Mai desselben Jahres, erst 19 Jahre alt, verschied. Im Januar 1775 entschloß sich dann Joachim Friedrich von Kleist zu einer zweiten Ehe, mit Juliane Ulrique, der hinterlassenen Tochter des Herrn Otto Heinrich von Panwitz, Erbherrn auf Mischen, Babow und Gulben, die, nach meinen Quellen am 22. März 1746 geboren, ihrem Gemahl 2 Söhne und 3 Töchter schenkte, zuerst, am 17. Dezember 1775 eine Tochter Friederike, dann am 4. November 1776 eine Tochter Auguste und endlich, wie nunmehr unwiderleglich feststeht, am 18. Oktober 1777 nachts 1 Uhr den ersehnten Stammhalter Bernd Heinrich Wilhelm, der in der Taufe am 27. Oktober seine Vornamen von dem Großvater und den beiden jüngeren Vatersbrüdern erhielt; der Rufname unseres Heinrichs rührt von dem jüngsten seiner Oheime, von Franz Heinrich von Kleist (1734—1814) her, der von des Dichters

Großvater
1776
Angabe
durch
Tochter
die g
Gebur
dieser
seiner
im J
Buch

in de
weist
gleich
Das
Besitz
Sup
die b
einen
beide
Stra
ihrer
des
mach
Kna
Woh
das
bewo
weil
Gen
Cha
als
dam
dene
Kin
sein
auf

Großvater, wie schon erwähnt, Schmenzin erbte. Daß Kleist schon 1776 geboren sein sollte, wie erst seit 1821 auf Grund einer irrigen Angabe Tieck's lange irrtümlich angenommen worden ist, ist schon durch die Thatsache, daß am 4. November 1776 seinen Eltern eine Tochter geboren ward, hinlänglich widerlegt, ebenso aber ist dies auch die gleichfalls von Tieck 1826 aufgestellte Behauptung, des Dichters Geburtstag sei der 10. Oktober, und zwar ergibt sich das Irrige dieser Behauptung, obwohl Kleist selber den 10. Oktober gelegentlich für seinen Geburtstag gehalten zu haben scheint, schon aus der Angabe im Frankfurter Kirchenbuch, wo der 18. Oktober in Zahlen und Buchstaben ausdrücklich als Geburtstag bezeichnet wird.

Geboren ist unser Dichter zu Frankfurt a. d. Oder, mutmaßlich in dem Hause Oderstraße 26, in welchem Kleist wenigstens nachweisbar seine Kinderjahre verlebt hat, und das seine Mutter 1788 gleich nach dem Tode ihres Gemahls durch Kauf ganz an sich brachte. Das Haus, seit Jahrzehnten vielfach im Innern umgebaut, jezt im Besitze der Reichspost befindlich, bildet mit dem daranstoßenden Superintendenturgebäude, worin von 1787 bis zum Frühjahr 1788 die berühmten Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt gewohnt, einen Winkel, mit der Aussicht auf die Regierungsstraße und die beiden Häusern gegenüberliegende, von beiden eben erwähnten Straßen umgrenzte altertümliche Marien- oder Oberkirche, die in ihrer wunderlichen Bauart damals noch mehr als jezt den Eindruck des Düstren, Bedrückten und Schwerfälligen auf den Beschauer gemacht haben muß und zweifellos auch auf das erregbare Gemüth des Knaben gemacht hat. Auf der andern Seite stieß an das Kleist'sche Wohnhaus das jezt als Postgebäude dienende Kommandantenhaus, das zu jener Zeit die mit Kleist's eng befreundete Familie von Zenge bewohnte, und das wir um dessentwillen schon an dieser Stelle erwähnen, weil Heinrich bereits als Kind an die älteste Tochter des nachherigen Generalmajors von Zenge, die am 18. oder 20. August 1780 geborene Charlotte Wilhelmine sich enger angeschlossen hatte, die er später als Gattin heimzuführen hoffte. Hinter beiden Häusern befanden sich damals noch, an die Höfe beider anstoßend, trauliche Gärten, in denen, wie in den Häusern selbst, die Kleist'schen und Zenge'schen Kinder, auch Heinrich und seine Wilhelmine oft genug umhergetollt sein mögen. Leider sind wir über die Kindheit des Dichters nur äußerst mangelhaft unterrichtet, wie auch über den größten Teil

seiner Jugendzeit bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin, und wir haben für diese ganze Zeit eigentlich kaum mehr als eine Reihe äußerer Anhaltspunkte, die als Merksteine zu seiner Biographie sich verwerten lassen, während wir über das innere Leben des heranwachsenden Knaben und Jünglings bedauerlicher Weise nur sehr dürftige Nachrichten besitzen und uns zum guten Teil daselbe aus den äußeren Verhältnissen ergänzend erklären müssen.

Die Familie Kleist erhielt nach Heinrichs Geburt noch zweimal Zuwachs, am 7. April 1780 einen Sohn Leopold Friedrich, der, 1811 als Major pensioniert, am 4. Juni 1837 als Postmeister in Stolp starb und in dessen Nachkommen allein der Mannestamm von Heinrichs Vater fortgeblüht ist bis auf unsere Zeiten, und am 25. September 1781 noch eine Tochter Juliane, so daß der Vater nun sieben Kinder zu ernähren hatte. Trotzdem hatte der Vater, der 1781 zum Major aufgerückt war, sein ganz erträgliches Auskommen und die Familie jedenfalls bis zum Tode ihres Oberhauptes und auch nachher noch keine Nahrungsforgen zu leiden, daher auch die erste Kindheit Heinrichs so ungetrübt gewesen sein wird, wie die der meisten Menschenkinder. Das Leben in Frankfurt a. d. Oder war damals, obwohl die Stadt eine Garnison und zu jener Zeit auch noch eine Universität besaß, ein ziemlich stilles, das richtige Leben einer Kleinstadt, das nur dreimal jährlich durch die Messen eine willkommene Abwechslung erfuhr. Diese Messen, die damals noch stark besucht waren, führten der Phantasie des Knaben gewiß manche Nahrung zu. Bergegenwärtigen wir uns dann außerdem die damals noch mittelalterliche Gestalt der Stadt, mit ihren Thoren, Mauern und Gräben und ihren engen Straßen, das Grabdenkmal Ewald von Kleists in der Vorstadt, auf dem jetzt in einen Park umgewandelten St. Gertraud-Kirchhof, dazu den wildromantischen Oderstrom selbst und die nahen Nebenberge, so können wir uns ungefähr ein Bild von all den mannigfachen und nachhaltigen Eindrücken machen, die Kleist schon als Kind in sich aufgenommen und auch im Elternhause zum Teil täglich auf sich einwirken lassen konnte, da er von den Fenstern dieses Hauses aus stets die Marienkirche vor sich sah und rückwärts vom Boden des Elternhauses den Blick über den dahinflutenden Strom und die jenseits desselben sich hinziehenden Berge weithin schweifen lassen konnte.

Seine erste Erziehung empfing Heinrich von Kleist, gemeinsam mit

einem
jungen
Martin
Wissen
des K
eraltie
gezeigt
Gemü
fällige
sich se
verwa
geißt
scheint
Eindr
dies i
nur a
für de
haupt
deren,
Heinr
hätte,
und i
nie z
würde
größt
frühe
Stief
schw
ihn
entri
traue
in G
Schu
an d
Nust
der

einem excentrischen Better, von Pannwitz, im Elternhause durch einen jungen Theologen, den nachherigen Frankfurter Rektor Konsistorialrat Martini. Dieser rühmt die bewundernswürdige Auffassungsgabe, den Wissensdurst, den Fleiß und die Anspruchslosigkeit und Anhänglichkeit des Knaben Heinrich, der sich allerdings schon damals leicht erregbar, exaltiert und unftet, als ein „nicht zu dämpfender Feuergeist“ gezeigt habe. Daß auf einen solchen Knaben die gleich excentrische Gemüthsart des ihm an Befähigung weit hintanstehenden, schwerfälligen und im Bewußtsein dieser seiner geringen Befähigung an sich selbst schon früh verzweifelnden Mitschülers, der ihm ja auch verwandtschaftlich nahe stand, keine allzu günstige Einwirkung ausgeübt hat, ist, wenn auch nicht ausdrücklich bezeugt, doch höchst wahrscheinlich. Denn wenn im Grunde wohl kein Dichter sich äußeren Eindrücken und Einwirkungen zu verschließen vermocht hat, so gilt dies in ganz besonders hohem Grade von Heinrich von Kleist, dessen nur allzu leicht empfängliche Phantasie den geeigneten Nährboden für derlei äußere Eindrücke bot; und es ist gewiß nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß in anderer Umgebung und unter anderen, günstigeren persönlichen, örtlichen und zeitlichen Verhältnissen Heinrich von Kleist noch ganz andere Schöpfungen uns geschenkt hätte, als er unter den gegebenen Verhältnissen uns hinterlassen konnte, und daß er dann dem großen Briten Shakespeare, dem er in seinem nie zu befriedigenden Ehrgeiz nachgestrebt, ebenbürtig zur Seite stehen würde, während er so sich mit dem Ruhme begnügen muß, der größte deutsche Dichter nächst Goethe und Schiller zu sein.

Sonst wissen wir nur noch, daß der Knabe Heinrich schon von frühester Kindheit an sich besonders zu seiner gleich ihm schwärmerischen Stiefschwester Ulrike hingezogen fühlte, die auch von allen ihren Geschwistern am innigsten an ihm hing und opferstroh immer wieder ihm mit Rat und That beistand und den seinem Volke nur zu früh entrißenen unglücklichen Dichter im Elternhause noch 38 Jahre betrauern sollte; denn sie verschied — unermählt und, wie Heinrich selbst, in Weißesunnacht — erst am 5. Februar 1849, ein Bild treuer Schwesterliebe bis an ihr Lebensende.

1788, in welchem Jahre am 18. Juni sein Vater als Major an der Wassersucht gestorben war, kam Heinrich zu seiner weiteren Ausbildung nach Berlin zu dem Prediger Samuel Heinrich Tietel, der zugleich Professor am Französischen Gymnasium war und vor

allem die Kenntnisse des Knaben in der französischen Sprache erheblich förderte. Im übrigen wissen wir auch aus dieser Zeit von Kleist nichts weiter, als daß er sich mit seinem Bruder Leopold in demselben Jahr beim Besuch eines Verwandten in Guben in einen kindlichen poetischen Wettbewerb, der sich um einen — Kuhstall drehte, einließ, ohne daß indes ihm der Preis — ein Friedrichsdor — zugefallen wäre.

Im 15. Lebensjahre bereits ward Kleist Soldat. Im Dezember 1792 finden wir ihn als jüngsten gefreiten Korporal beim 2., bezw. 3. Bataillon Garde und sehen ihn 1793, in welchem Jahre nach des Dichters Versicherung auch das noch in einer späteren Überarbeitung erhaltene Gedicht „Der höhere Friede“ entstanden ist, den Feldzug am Rhein mitmachen, nachdem er am 3. Februar desselben Jahres seine Mutter, eine edle, weiche und tiefe Natur, durch den Tod verloren und eine Frau von Massow, die Schwester seiner Mutter, sich daheim seiner Geschwister liebevoll angenommen hatte. Auch am Rheinfeldzug 1794/95 nahm er teil und ward am 14. Mai 1795 Fähnrich beim Regiment Garde Nr. 15. Als solcher kehrte er nach Potsdam zurück, wo er, wenig befriedigt über den Garnisonsdienst, wie schon früher, Trost besonders in der Musik suchte und fand, am 7. März 1797 aber zum Sekondelieutenant aufrückte. Im Sommer desselben Jahres unternahm er mit einem jüngeren Kameraden, Johann Jakob Otto August Rühle von Lilienstern, eine kurze Reise nach dem Harz, knüpfte um diese Zeit in Potsdam auch ein Herzensverhältnis zu einem Fräulein Luise von Linkersdorf an, welches Verhältnis indes nur von kurzer Dauer war, und wandte sich darauf mit um so größerem Eifer den Wissenschaften, vor allem der Philosophie und der Mathematik zu, um, des Soldatenstandes überdrüssig geworden, unter Leitung des Konrektors Bauer in Potsdam das Reisezeugnis zum Besuch der Universität zu erlangen, die ja auch sein Vater besucht hatte. Am 4. April 1799 erhielt er endlich den erbetenen und so heiß ersehnten Abschied, um die Universität seiner Geburtsstadt zu beziehen und Mathematik, Philosophie, Geschichte, Physik und, wie es scheint, auch Finanzwissenschaft zu studieren.

Mit Feuereifer, wie wir ihn schon von Kindheit an ihm gewohnt sind, warf sich nun Kleist auf das Studium, ein Lernender und Lehrender zugleich. Denn was er gelernt, das wollte er in seinem Ehrgeiz auch sofort praktisch verwerten. Ein aufmerksamer

Kleist
Schwe
kehrten
mußte
Jüngl
der F
sonst
dichter
haben
großen
Gedich
Gener
noch
Zuhör
bei K
Jungl
nung
Ausje
weilen
weit
um f
kaum
zu je
außer
wand
ruhelt
nicht
Jüng
helmi
seine
vorlä
gehör
ging
so m
ling
Zeng
auch

Kreis von Zuhörerinnen war rasch geschafft, bestehend aus den Schwestern und deren Freundinnen, die im Kleistschen Hause verkehrten und nun häufig seinen kulturhistorischen Vorträgen lauschen mußten und wohl auch gern lauschten, da der zweiundzwanzigjährige Jüngling es dann auch nicht verschmähte, an den heiteren Spielen der Freundinnen mit teilzunehmen, so sehr derlei Spiele im ganzen sonst seiner ernsten Natur zuwider waren. Auch als Gelegenheitsdichter soll er sich dem kleinen Kreise wiederholt angenehm gemacht haben, obwohl Kleist selber diesen poetischen Leistungen kaum großen Wert beigelegt haben wird und die paar erhaltenen kleinen Gedichte aus dieser Frühzeit — so ein Glückwunschedicht an den General von Zenge vom 1. Januar 1800 — formell wie inhaltlich noch recht unbedeutend zu nennen sind. Vielleicht seine aufmerksamste Zuhörerin aber war des Generals älteste Tochter Wilhelmine, die, bei Kleists Rückkehr in die Vaterstadt eben zur neunzehnjährigen Jungfrau herangeblüht, den Dichter durch ihre liebevolle Erscheinung wie auch durch ihr Herz fesselte und zudem nach seiner eigenen Aussage „sogar einen feineren Sinn, der für schönere Eindrücke zuweilen empfänglich ist“, besaß. An Wilhelmine schloß sich nun, soweit dies die Verschiedenheit ihrer und seiner Natur zuließ, Kleist um so inniger an, als diejenige, die ihn verstanden hat, wie sonst kaum jemand aus seiner Umgebung, seine geliebte Schwester Ulrike, zu jener Zeit wiederholt wochenlang auf dem Lande weilte. Wer außer seiner Schwester hätte sonst auch aus seinem ganzen Verwandten- und Freundeskreis damals dem Geistesfluge des ehrgeizigen, ruhelosen, nach dem Höchsten strebenden und doch mit sich selber noch nicht einigen, immer wieder am eigenen Können verzweifelnden Jünglings nur annähernd so zu folgen vermocht, als Wilhelmine?

Jedenfalls aber glaubte Kleist jetzt in der edlen, schlichten Wilhelmine das Weib gefunden zu haben, das geeignet war, ganz das seine zu werden. Auf sein schrullenhaftes Anjinnen, das Verlöbniß vorläufig vor ihrem Vater geheim zu halten — die Geheimnisthuererei gehörte überhaupt zu seinen fast unbegreiflichen Hauptschwächen —, ging Wilhelmine jedoch, obwohl sie ihn innig liebte, nicht ein, und so mußte Kleist schon seine Scheu überwinden und als ein Jüngling ohne Amt, das eine Familie ernähren konnte, bei General von Zenge um Wilhelminens Hand anzuhalten sich bequemen. Er erhielt auch thatsächlich das Jawort, natürlich unter der Voraussetzung, daß

er nun zunächst sich eine feste Stellung begründe. Das Verlöbniß muß im ersten Viertel des Jahres 1800 erfolgt sein und legte dem Dichter gleichzeitig die Pflicht auf, nun ernstlich daran zu denken, wie er wohl am besten sich eine Existenz gründen könne, und es scheint, daß Kleist Wilhelminens Vater versprochen hatte, sich in Berlin um ein Staatsamt zu bewerben, obwohl er persönlich nach einem solchen kein Verlangen trug. Irgend etwas aber mußte geschehen, und so entschloß sich Kleist, der sich inzwischen übrigens auch mit der Kant'schen Philosophie bekannt gemacht, die Frankfurter Hochschule und Frankfurt selbst zu verlassen und nach Berlin zu gehen.

Wann er indes diesen Plan ausgeführt, steht nicht fest. Nur so viel wissen wir, daß Kleist am 30. Mai noch in Frankfurt an der Oder war und an diesem Tage noch nicht an die Abreise nach Berlin dachte. Fest steht ferner, daß er am 14. August an diesem Ort eintraf und erst Ende Oktober all seine Sachen von Frankfurt an der Oder dorthin nachkommen ließ. Und wenn man Kleist's Briefe vom Monat August an Ulrike und noch mehr an Wilhelmine liest, so kommt man auch zu der Annahme, daß der Dichter in diesem Jahre nicht schon vor dem August einmal in Berlin gewesen sein kann. Dieser Annahme widerspricht einzig ein undatiertes Brief Kleist's an Ulrike, die Nr. 4 der von Koberstein mitgetheilten Briefe des Dichters an seine Schwester (Berlin 1860); in diesem Brief, den Koberstein in den Sommer 1800 verlegt, berichtet Kleist der Schwester, daß er auf acht Tage in Frankfurt sei und ihr nächster Brief ihn in Berlin treffen werde. Danach müßten wir also annehmen, daß Kleist seine Studien schon früher als im August abgebrochen habe, falls wir den undatierten Brief nicht in die erste Novemberwoche versetzen wollen, die einzige Zeit, in die sonst zur Not dieser Brief sich einfügen ließe, aber auch nur zur Not. Wir müssen deshalb schon die Frage offen lassen, ob im Sommer 1800 vor jenem 14. August Kleist schon einmal auf einige Wochen sich in Berlin oder Potsdam aufgehalten hat. Das eine nur ist jedenfalls gewiß, daß, wenn dem so sein sollte, Kleist nicht damals schon zu dem Minister von Struensee, dem Leiter des Accis- und Zolldepartements, in irgend ein geschäftliches Verhältnis getreten ist, denn das geschah selbst Ende August, als er Struensee nur aufsuchte, um sich betrefß einer Anstellung auf alle Fälle den Rücken zu decken, noch nicht, sondern frühestens Anfang November.

Nach Berlin hatte er sich aber am 14. August überhaupt gar nicht zu dem Zwecke gewandt, sofort dort zu bleiben. Vielmehr dachte er gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft daselbst daran, sich abermals auf eine Reise zu begeben, und zwar in Gemeinschaft seines Freundes, des Mecklenburgers Brodes, auf eine geheimnisvolle Reise, über deren eigentlichen Zweck wir lediglich auf dunkle, einander widersprechende Andeutungen Kleists, so auf die mehrmals in seinen Briefen wiederkehrende angewiesen sind, daß es sich auf dieser Reise um sein Glück, seine Ehre, vielleicht um sein Leben handle.

Am 28. August trat er von Berlin aus mit Brodes — beide unter falschem Namen, Kleist unter dem Namen Klingstedt — diese geheimnisvolle Reise über Potsdam und Leipzig zunächst nach Dresden an. Hier aber änderte er seinen ursprünglichen Reiseplan ab, um, statt zunächst nach Wien, gleich direkt nach Würzburg zu fahren, von wo aus er, falls er daselbst seinen Zweck nicht erreichte, nach Straßburg weiter reisen wollte. Sein erster Brief aus Würzburg datiert vom 11. September, am 27. Oktober treffen wir Kleist bereits wieder in Berlin, wohin er von Würzburg aus zurückgekehrt war, da die Weiterreise nach Straßburg ihm nicht mehr nötig erschien. Das ist aber auch das Einzige, was diese ganze geheimnisvolle Reise nach Würzburg betreffend feststeht. Ob wir über den Zweck der Reise je vollen Aufschluß erhalten werden, muß dahingestellt bleiben. Die einen meinen, es habe sich um einen diplomatischen Auftrag oder die Erforschung eines Fabrikgeheimnisses im Interesse der preussischen Regierung gehandelt. Das eine ist so unwahrscheinlich wie das andere. Zu einer derartigen Mission hätte sich die preussische Regierung schwerlich einen dreiundzwanzigjährigen in derlei Dingen unerfahrenen Jüngling ausgesucht und hätte jedenfalls ihm die Reise vergüten müssen, was nicht geschehen ist, obwohl Kleist den geheimnisvollen Zweck seiner Reise glücklich erreicht zu haben glaubte. Andere wieder meinen, es habe sich um eine schwierige Operation gehandelt, der sich Kleist mit Rücksicht auf seine geplante Verheiratung unterziehen zu müssen geglaubt habe. Manche Andeutungen in seinen damaligen Briefen scheinen auch wirklich diese Vermutung zu bestätigen, besonders Andeutungen in Kleists Briefen an Wilhelmine von Zenge, zuerst von Eduard von Bülow („Heinrich von Kleists Leben und Briefe“, Berlin 1848), veröffentlicht, dann vollständiger von Karl Biedermann („Heinrich von Kleists

Briefe an seine Braut“, Breslau, 1884). Doch reichen alle diese Andeutungen immerhin noch nicht aus, um uns diese Annahme zur Gewißheit zu machen. Wieder andere meinen endlich, der Zweck der ganzen Reise sei der gewesen, daß Kleist auf derselben so recht eigentlich seinen Dichterberuf habe entdecken wollen. Diese Ansicht hat jedenfalls noch das meiste für sich. Und jedenfalls ist das sicher, wenn auch vielleicht nicht der eigentliche oder einzige Zweck, so doch nach Kleists eigener Ansicht die Wirkung dieser geheimnisvollen Würzburger Reise gewesen und es unterliegt wohl kaum noch einem Zweifel, daß Kleist in Würzburg an einem Drama — und es kann dies, wenn nicht etwa die „Familie Schroffenstein“ („Familie Ghonorez“), kein anderes als der „Robert Guiskard“, der ihn auch später immer und immer wieder vor allem beschäftigt, gewesen sein — gearbeitet und wenigstens den Entwurf dieses Werkes damals glücklich vollendet hat, mit dem er Wilhelminen und der Welt einst Ehre zu machen hoffte. So schreibt er aus Würzburg unterm 19. September 1800: „Hast Du Dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gib es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest Du, in kurzem, herüberbliden mit Behmut und Trauer zu mir, von dem Du Dich losgerissen hast, gerade da er Deiner Liebe am würdigsten war? Wie würdest Du Dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor Deinen Augen, geschmückt mit den Lorbeeren meiner That? — Es ist nichts. Künftig will ich Dir sagen, warum ich so spät geschrieben habe.“ So unterm 23. September: „Sei vergnügt, denn jetzt darf Dir der Erfolg meines Unternehmens keine Sorge mehr machen. Lebe wohl und freue Dich auf den nächsten Brief, denn wenn nicht alles täuscht, so . . .“ So unterm 11. Oktober: „Ich hatte nicht geglaubt, daß der Berg so hoch sei — und er war es vielleicht auch nicht, aber sie hatten aus den Weinbergen alle Steine rechts und links in den Weg geworfen, das Ersteigen zu erschweren — gerade wie das Schicksal oder die Menschen mir auf den Weg zu dem Ziele, das ich nun doch (vorgestern) erreicht habe. Ich lachte über diese auffallende Ähnlichkeit.“ So schreibt er an die Braut nachher aus Berlin unterm 13. November: „Warte zehn Jahre, und Du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen,“ und unterm 18. November: „Du weißt, daß ich mich jetzt für das schriftstellerische Fach bilde. Ich selbst

habe
ich D
Ich ve
Kleist
für sich
D
man a
nicht, w
so viele
Biogra
zwar i
beiwoh
Zweifel
oder d
als fre
an de
kam er
und n
J
und G
großen
die gle
gleitet
einer
zweite
Göttin
Ewald
dann
rheino
Reiser
um d
allein
aufgel
abzufe
Paris
wünsf
und i
Mögl

habe mir schon ein kleines Ideenmagazin angelegt, das ich Dir wohl mitteilen und Deiner Beurteilung unterwerfen möchte. Ich vergrößere es täglich." Diese Andeutungen, denen ähnliche in Kleists Briefen an Ulrike an die Seite gestellt werden können, mögen für sich selbst sprechen.

Ob er nach seiner Rückkehr in die preussische Königsstadt, wie man annehmen möchte, dichterisch weiter geschaffen? wir wissen es nicht, wie überhaupt kaum eines deutschen namhaften Dichters Biographie so viele Lücken aufweist und uns so viel zu raten übrig läßt, als die Biographie Heinrich von Kleists. Nur das wissen wir, daß der Dichter zwar im Winter 1800/1 den Sitzungen der technischen Deputation beiwohnte, aber freilich ohne Befriedigung und fortwährend von Zweifeln gequält, ob er überhaupt noch ein Staatsamt annehmen oder die akademische Laufbahn einschlagen oder ob er ganz sich selber als freier Mann, wenn auch unter den bescheidensten Verhältnissen, an der Seite Wilhelminens leben sollte. Mehr und mehr jedoch kam er zu der Überzeugung, daß jedes Amt ihm nur eine Fessel sei und nur unabhängig von einem solchen ihm das Heil erblicke.

In Berlin litt es unter solchen Umständen ihn nicht länger, und Ende April 1801 machte er sich auf den Weg zu seiner ersten großen Reise nach Paris, auf der ihn — wider seinen Willen — die gleich ihm reiselustige, zudem um den Bruder besorgte Ulrike begleitete. Die Reise führte die Geschwister über Dresden, wo sie mit einer Familie von Schlieben näher bekannt wurden und bis in die zweite Hälfte des Mai hinein verweilten, nach Leipzig, Halle, Göttingen, Halberstadt, wo Gleim den Namensvetter von Christian Ewald von Kleist väterlich-liebevoll aufnahm, auf den Brocken und dann über Kassel, Frankfurt a. M., Koblenz nach Köln, darauf wieder rheinaufwärts nach Mannheim und Straßburg, von wo aus die Reisenden erst am 20. Juni direkt nach Paris weiterfuhren, um daselbst am 10. Juli einzutreffen. Kleist hatte gehofft, die Reise allein machen zu können, und wohl deshalb sich unterwegs länger aufgehalten, um dadurch die Schwester von der Fortsetzung der Reise abzuschrecken. Ulrike aber wich nicht von seiner Seite, und auch in Paris wurde er die Schwester nicht los, wiewohl er nichts sehnlicher wünschte als mit seinen Gedanken und seiner Muse allein zu sein und den Verkehr mit dieser selbst vor der geliebten Schwester nach Möglichkeit geheim hielt. Denn der Poesie hatte er sich ganz und

gar geweiht, und zwar nicht erst jetzt, sondern mindestens schon seit dem Beginn der geheimnißvollen Würzburger Reise. Wer daran zweifelt, da ja aus der ganzen Zeit bis zum Abschluß der Pariser Reise an Gedichten Kleists so gut wie nichts erhalten sei und wir nicht einmal von irgend welchen Plänen sichere Nachricht hätten, den möchte ich, von den bereits erwähnten Andeutungen Wilhelminen gegenüber ganz abgesehen, nur bitten, Kleists Briefe an Ulrika und noch mehr an Wilhelminen vom August des Jahres 1800 ab aufmerksam zu lesen, und er wird mir zugeben müssen, daß diese Briefe, trotz ihrer Prosaform, inhaltlich Gedichte sind, wie sie nur ein wahrer und zugleich seiner Begabung bewußter Poet zu schaffen vermag.

Daß er auch an einem größeren Dichtwerk arbeite, das verrät Kleist nun von Paris aus auch seiner Braut noch deutlicher, als vorher von Würzburg aus, und erklärt Wilhelminen zugleich, daß er in der Schweiz ein kleines Landgut kaufen wolle, wohin ihm hoffentlich die Geliebte als sein Weib folgen werde. Mit dem „Bauer werden“ war es dem ehrgeizigen Jüngling vielleicht nicht allzuernst, das wäre ja nur Mittel zum Zweck für ihn gewesen. Mit der Verwirklichung seines Zweckes aber, so ungestört wie möglich der Dichtkunst zu leben, war es ihm heiliger Ernst. Und diesen Zweck zu verwirklichen, hätte er freudig auch nach jedem andern Mittel gegriffen, nur sollte sich jetzt und auch später keins finden, wenigstens keins, das er nicht bald wieder verworfen hätte.

Zunächst nun stand sein Plan fest, in der Schweiz Halt zu machen und, wenn es sich gerade fügen wollte, auch ein Gutchen dort zu erwerben. Am 10. Oktober 1801 teilt er der Braut diesen Entschluß mit, dann kommt er, noch ehe Wilhelmine ihm hat antworten können, am 27. Oktober nochmals darauf zurück. Wilhelminens ablehnende Antwort trifft Mitte November ein, — einen Tag vor seiner Abreise, ohne daß Braut und Schwester ihn in seinem Entschluß wankend zu machen vermögen. Am 2. Dezember schreibt er nochmals — diesmal von Frankfurt a. M. aus — an die Geliebte, um sie und durch sie ihre Eltern doch noch umzustimmen und dem Plane geneigt zu machen. Natürlich wiederum vergeblich. Noch in Frankfurt a. M. aber trennt sich Kleist von der trauernden Schwester und schon am 16. Dezember 1801 finden wir ihn auf Schweizer Boden. Ruhe und Frieden fürchtet er, nachdem er an

Ort un
nicht
ein, wo
Lohse, d
einige
Zschokke
und V
Drama
zu verk
Heinric
ohne i
warme
wegen
dem F
erst 18
einer
und el
einer
Wiene
später
Vind
Bearb
Fassun
1. Ba
gart,
veran
poetis
Entste
Buche
haufen
Schwe
broche
worin
Le V
lustsp
gängl
Ghon
wurf

Ort und Stelle angelangt, zu dichterischem Schaffen freilich auch dort nicht zu finden. Kurz nach dem Weihnachtsfest trifft Kleist in Bern ein, wo er mit einem Reisegefährten von Paris aus, dem Maler Lohse, dem Verlobten der Dresdener Freundin Henriette von Schlieben, einige Wochen zusammenwohnt, öfter im Hause des Dichters Heinrich Büchse verkehrt und diesem und den Dichtersöhnen Heinrich Gessner und Ludwig Wieland seine „Familie Ghonorez“ vorlas, um dies Drama auf der Freunde Rat vom spanischen auf schwäbischen Boden zu verlegen und in „Familie Schroffenstein“ umzutauschen und Heinrich Gessner in Verlag zu geben. Das Werk, das anfangs 1803 ohne des Dichters Namen erschien, fand in der Presse vereinzelt warme Anerkennung, ist aber — besonders des heiklen 5. Aktes wegen — weder zu Lebzeiten Kleists noch nachher in der vom Dichter dem Drama gegebenen Gestalt auf die Bühne gekommen, sondern erst 1823 zu Wien in einer Bearbeitung von Holbein, 1837 in einer Bearbeitung von Immermann im Düsseldorf'schen Stadttheater und ebendasselbst wie im Wiesbadener Hoftheater mit Erfolg 1888 in einer neuen Bearbeitung von Gottfried Stommel, ferner 1855 im Wiener Burgtheater in einer Bearbeitung von Heinrich Laube und später im Berliner Nationaltheater in einer Bearbeitung von Albert Lindner, neben denen es noch eine, wie es scheint, unaufgeführte Bearbeitung von A. B. Dult vom Jahre 1862 giebt. Die erste Fassung des Dramas hat zum ersten Male Theophil Zolling im 1. Bande seiner vierbändigen Ausgabe von Kleists Werken (Stuttgart, Spemann) veröffentlicht. Ein Kupferstich in Büchses Zimmer veranlaßte Büchse, Kleist und Ludwig Wieland auch zu einem poetischen Wettkampf, dem Kleist's „Zerbrochener Krug“ seine Entstehung verdankt; das Nähere darüber ersehe man aus meinem Buche „Heinrich von Kleist und der zerbrochene Krug“ (Sondershausen 1879) und aus Theophil Zollings „Heinrich von Kleist in der Schweiz“ (Stuttgart 1882), sowie aus meinem Aufsätze „Der zerbrochene Krug“ in Nr. 1756 der „Illust. Ztg.“ vom 24. Febr. 1877, worin ich auch zum ersten Male den betreffenden Kupferstich von Le Beau (nach Debucort), der die Anregung zu Kleist's Meisterlustspiel gegeben zu haben scheint, neuerdings weiteren Kreisen zugänglich gemacht habe. Mit der Umarbeitung seiner „Familie Ghonorez“, wohl auch mit dem „Robert Guiskard“ und dem Entwurf zum „Zerbrochenen Krug“ und zu einem Drama „Leopold von

Sterreich“ beschäftigt, das aber nur bis zum Schluß des ersten, halb darauf von Kleist selber vernichteten Aktes gedieh, siedelte unser Dichter noch im Januar 1802 nach Thun über, brachte daselbst bis gegen Ende März 1802 zu, ließ sich dahin den Rest seines kleinen Vermögens, wovon er ein Gütchen kaufen wollte, nachkommen, gab aber aus politischen Gründen, da er fürchtete, französischer Staatsbürger werden zu müssen, seinen Plan, sich in der Schweiz anzukaufen, auf und begnügte sich, auf einige Zeit ein Landhaus auf der sogenannten Delojeainsel am Ausfluß der Aare in den Thunersee einem Fischer abzumieten, dessen Tochter Mädeli — wie Zölling nach den Untersuchungen des Professors Arnold Hibber in Bern mitteilt, Elisabeth Magdalena Stettler (geb. 20. Juli 1777) — unserem Dichter die Wirtschaft führte, fröhliche Stunden bereitete, — wie weit das Verhältnis gediehen, bleibe dahin gestellt — und Kleist jedenfalls auch als Modell zu dem Erosen des „Zerbrochenen Kruges“ gedient hat. Was aus dem schmucken Mädchen später geworden, darüber verlautet nichts Sicheres. Fest steht nur so viel, daß Kleist mit seinem „Mädeli“ den April, Mai und Juni auf der einsamen Insel verlebte, nachdem er den letzten Brief seiner Braut vom 10. April, dahingehend, sie habe nur noch einen Wunsch, den Geliebten glücklich zu machen, unterm 20. Mai 1802 mit fröstelnder Kälte dahin beantwortet, er werde ihren Wunsch, doch bald nach Frankfurt zurückzukehren, nie erfüllen, es sei denn als ruhmgekrönter Dichter. An diese Möglichkeit glaube er aber selber nicht recht und habe keinen andern Wunsch als: bald zu sterben! Wilhelmine möge ihm nicht mehr schreiben! Natürlich erfüllte, wenn auch blutenden Herzens, Wilhelmine diesen Wunsch, um später (1804) die glückliche Gattin des Philosophen Professors Wilhelm Traugott Krug zu werden, als dessen Witwe sie am 25. April 1852 in Leipzig starb.

Ob der Bruch mit Wilhelminen nötig, ob er auch nur zu rechtefertigen war, wir bezweifeln es. Es war nun aber einmal das Verhängnis Kleists, daß er immer wieder an der Vernichtung seines Glückes arbeiten mußte und, dem sicheren Port schon nahe, doch wieder ins Ungewisse hinaustrieb und sein Glück so immer und immer wieder durch eigene Schuld, an sich und andern verzweifeln, verzerrte. Infolge der Gemütserschütterung und geistigen Überanstrengung ward er Ende Juni aus Krankenlager geworfen, nach Bern geschafft, wo er zwei Monate schwerkrank darniederlag, und

kehrte
Wielan
Bruders
land zu
Zu
dann in
freundl
vollen
Kleist a
Um so
nachdem
bei dem
in Sen
seines
Gehörte
ganz zu
lingsdr
erst vie
fühlte.
beschied
lichem
siedelte
er bei
jeinen
Drama
immer
Ideal,
graue
schwer
ihn be
besuchte
von L
bitterte
mehr k
Dräng
Feder
Stimm
Juli 1
81

kehrte im Oktober 1802 notgedrungen, in Gesellschaft Ludwig Wielands und der Schwester, die auf die erste Nachricht von ihres Bruders Erkrankung wieder hilfsbereit herbeigeeilt war, nach Deutschland zurück.

Zunächst nahm Kleist mit Schwester Ulrike in Jena Aufenthalt, dann in Weimar, wie Bülow wissen will, von Schiller und Goethe freundlich aufgenommen, obgleich letzterer sich von dem geheimnisvollen Wesen des jüngeren Dichters abgestoßen fühlte. Näher trat Kleist auch jedenfalls weder dem einen noch dem andern Dichter. Um so inniger aber schloß er sich in Weimar an Wieland an, nachdem Ulrike wieder nach Frankfurt a. d. Oder zurückgekehrt, brachte bei dem wohlwollenden, ganz von ihm eingenommenen Alten tagelang in Osmanstäd zu, auch die Weihnachtsfeiertage, las den Anfang seines „Robert Guiskard“ dem „Oken“-Dichter vor, der von dem Gehörten entzückt war, und zog in der zweiten Woche des Januar 1803 ganz zu Wieland nach Osmanstäd, wo er fleißig an seinem Lieblingsdrama, dem „Robert Guiskard“ arbeitete und zu Wielands erst vierzehnjähriger Tochter Luise sich, wie diese zu ihm, hingezogen fühlte. Dauern glücklich zu sein, war Kleist aber nun einmal nicht beschieden, wie es scheint. Plötzlich schied er auch von Wielands gastlichem Hause, wo er sich anfangs so überaus wohl gefühlt, und siedelte Ende Februar oder Anfang März 1803 nach Leipzig über, wo er bei dem Deklamator H. A. Kerndörffer Unterricht nahm, um seinen „Robert Guiskard“ besser vortragen zu lernen. Mit diesem Drama aber wollte es nicht vorwärts gehen. Denn immer und immer wieder vernichtete Kleist, was er eben erst geschaffen. Das Ideal, das ihm vorschwebte, verschwand ihm immer wieder in nebelgraue Ferne, sobald er es mit Händen zu greifen gedachte. Schon schwer verstimmt deshalb, ging Kleist wieder nach Dresden, wo wir ihn bereits am 13. Juni treffen und wo ihn im Juli auch Ulrike besuchte und er mit Schliebens und den Freunden Fouqué, Nühle von Lilienstern und Pfuël viel verkehrte und trotzdem immer verbitterter, lebensüberdrüssiger ward und es dichterisch kaum zu etwas mehr brachte, als daß er eines Tages seinem Freund Pfuël auf dessen Drängen die drei ersten Scenen des „Verbrochenen Kruges“ in die Feder diktierte. Um den unglücklichen Freund aus seiner trüben Stimmung herauszureißen, beredete Pfuël ihn um die Mitte des Juli herum, ihn auf einer Reise nach der Schweiz zu begleiten.

Kleist nahm das Anerbieten an und am 20. Juli war er mit Pfuël wieder in Leipzig, von wo aus er nun mit Pfuël die Reise nach der Schweiz antrat. Hier machte er auch auf der Delosfainel wieder kurze Zeit Halt, durchstriefte dann die Schweiz mit Pfuël und anderen Reisefährten meist zu Fuß, zog über den Gotthardpaß sogar bis nach Italien, bis Mailand, dann wieder zurück nach der westlichen Schweiz bis nach Genf, wo er anfangs Oktober in wahrhaft verzweifelter Stimmung eintraf und nichts sehnlicher wünschte, als zu sterben. Rastlos zog er, von dem treuen Pfuël begleitet und sorgfältig überwacht weiter über Lyon nach Paris, wo er Pfuël — nicht zum ersten Male! — aufforderte, mit ihm in den Tod zu gehen. Dem Wahnsinn nahe, verbrannte er hier seinen „Robert Guiskard“ und all seine Papiere, verließ heimlich den Freund und Paris und wanderte ruhelos, wie von den Furien getrieben, nordwärts, traf am 26. Oktober in St. Omer ein und gedachte in seiner Geisteszerrüttung, er, der Preuße, der echt deutsche Patriot! sich der eben nach England abgehenden französischen Expedition anzuschließen, nur durch einen Zufall von der Ausführung dieses verzweifeltsten Planes abgehalten, kehrte dann nach Paris und von da nach Deutschland zurück, wo er in Mainz beinahe fünf Monate lang ans Krankenzimmer, größtenteils ans Krankenlager gefesselt sein sollte, dann einige Zeit bei einem Landpfarrer in der Nähe von Wiesbaden sich in Pflege befand, bis er endlich, leidlich genesen, Mitte Juni 1804 wieder bei den Freunden in Potsdam eintraf, hier auch Pfuël wieder sah und der herbeigeeilten Schwester, seelisch ganz gebrochen, versprach, der Dichtkunst zu entsagen und sich beim König um ein Staatsamt zu bewerben.

Nachdem er die nächsten Monate sich ernstlich mit der Kameralwissenschaft beschäftigt und, wenn Dietz recht hat, die letzten Monate des Jahres auch im Finanzdepartement zu Berlin gearbeitet hatte, ward er — es kann das frühestens Ende Dezember 1804 gewesen sein, eher später noch — auf Empfehlung des damaligen Geheimen Oberfinanzrats und späteren Ministers von Altenstein als Diätar der Domänenkammer nach Königsberg versetzt, wo in der ersten Zeit Schwester Ulrike mit ihm gemeinsam gelebt haben muß. In dieser ersten Zeit erfüllte er wohl, wenngleich nicht freudigen Herzens, auch die Obliegenheiten seines bescheidenen Amtes. In demselben Maße aber, in dem die Schatten des Irrensinn's hier vor

seinem
Jahre
der Sch
verkehrt
den Pr
jener
Stellun
Königin
60 Lou
meister
beben
„Amp
gann a
„Mich
F
Dauer
licher S
in dem
lag, e
Jena
dem M
zember
auch se
sich in
sterne
gebete
jah, u
jezt f
seit M
überse
broche
freilic
nach
aber
sehen
nach
eintr
inter

seinem Geiste mehr und mehr — und diesmal glücklicherweise auf Jahre hinaus — zurücktraten, erwachte nun in Kleist trotz seines der Schwester gegebenen Versprechens die alte Schaffensfreude. Er verkehrte seit Anfang 1806 auch freundschaftlich im Hause seiner an den Professor Krug verheirateten ehemaligen Braut, für die er zu jener Zeit Lafontaines „Beide Tauben“ übersetzte, gab aber seine Stellung im Frühjahr 1806 ganz auf, nachdem ihm die hochherzige Königin Luise schon im Dezember 1805 eine jährliche Pension von 60 Louisdor ausgeworfen. Und nun schrieb der Dichter zunächst die meisterhaften Novellen „Die Marquise von D.“ und das „Erzbeben in Chili“, vollendete eine freie Übertragung von Molières „Amphitryon“ sowie seinen „Zerbrochenen Krug“ und begann auch sein Trauerspiel „Penthesilea“ und seine größte Novelle „Michael Kohlhaas“, alles das in dem einen Jahr 1806!

Indes auch in Königsberg sollte sein Glück nur von kurzer Dauer sein. Im Spätsommer 1806 ward er von schwerer körperlicher Krankheit befallen und suchte vergeblich 5 Wochen lang Heilung in dem Seebade Pillau. Während er noch daselbst krank darniederlag, erhielt er die Nachricht von der Unglücks-Doppelschlacht von Jena und Auerstädt und der Flucht von Preußens Königspaar nach dem Norden. Dieser Schicksalsschlag, den er übrigens schon im Dezember 1805 prophetisch vorausgesagt, erschütterte ihn sehr und hemmte auch seine Wiedergenesung, wie andererseits die finanzielle Lage Kleists sich infolge des Krieges gleichfalls verschlimmerte. Die einzigen Leisterne in dieser schweren Zeit waren für ihn die auch von ihm angebetete Königin Luise, die er jetzt in Königsberg wieder mit Augen sah, und andererseits die Muse, deren würdiger Jünger zu sein Kleist jetzt fester als je überzeugt war und sein durfte, um so mehr als seit Anfang 1807 Freund Rühle in Dresden energisch für die ihm übersandten Handschriften von Kleists „Amphitryon“ und dem „Zerbrochenen Krug“ Propaganda machte. In Königsberg war nun freilich seines Bleibens nicht länger. Er gedachte über Berlin wieder nach Dresden zu reisen, verließ Königsberg im Januar 1807, ward aber in Berlin, obwohl mit einem vorschriftsmäßigen Passe versehen, von den Franzosen rechtswidrig für kriegsgefangen erklärt und nach dem Fort de Joux bei Pontarlier geschafft, wo er am 5. März eintraf, und darauf monatelang im Lager von Chalons sur Marne interniert. Am 13. Juli endlich erhielt er auf die nachdrückliche

Verwendung seiner treuen Schwester Ulrike die Erlaubnis, nach Berlin zurückzukehren, wohin er anfangs August als einzige Frucht seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Frankreich die nahezu fertige „Penthesilea“ mitbrachte.

Von Berlin siedelte Kleist dann Ende August abermals nach Dresden über, wo gerade zu jener Zeit ein regeres geistiges Leben herrschte als in irgend einer der andern größeren deutschen Residenzstädte. Zudem hatte Kleist ja dort schon an der befreundeten von Schliebenschen Familie und an seinen Freunden Pfuël und Kühle von Lilienstern, der Major und Kammerherr des Herzogs von Weimar und Erzieher von dessen jüngerem Sohn Bernhard geworden war und mit letzterem damals in Dresden lebte, einen Rückhalt. Durch Kühles Vermittelung war gegen Ende April 1807 — noch während Kleists Gefangenschaft — der „Amphitryon“ mit einer begeisterten Vorrede des bekannten Sophisten Adam Müller, der damals gleichfalls in Dresden lebte, im Verlag von Christoph Arnold zu Dresden erschienen, für welches Werk Kleist 24 Louisdor erhielt, und hatte in der guten Gesellschaft Dresdens große Anerkennung gefunden, so daß Kleist in der sächsischen Residenz von vornherein kein Fremder mehr war, besonders da auch eben in dem vielgelesenen Cottaschen „Morgenblatt“ in den Nummern vom 10. bis 15. September 1807 Kleists „Erdbeben in Chili“ unter dem Titel „Feronimo und Joseph“ erschienen war. So unheilvoll sich auch später der Einfluß Adam Müllers auf Kleist erweisen sollte, so nützlich war doch im Anfange demselben die Bekanntschaft mit diesem angesehenen Gelehrten. Jener hatte sich um Kleist, wie bereits erwähnt, noch ehe dieser in Dresden eintraf, durch Herausgabe seines „Amphitryon“ verdient gemacht und hatte gleichfalls noch während Kleists Abwesenheit am 31. Juli 1807 bereits den „Amphitryon“ und die Handschrift des „Zerbrochenen Kruges“ an Goethe nach Karlsbad geschickt und es erreicht, daß Goethe unterm 28. August, obwohl er sich für beide Lustspiele nicht recht zu erwärmen vermochte, doch Adam Müller noch von Karlsbad aus versprach, er wolle sehen, ob in Weimar mit dem „Zerbrochenen Krug“ der Versuch einer Aufführung zu machen sei, und am 23. November waren, wie aus einer bisher unbekannt gebliebenen Quittung ersichtlich, glücklich die Rollen ausgeschrieben, während sich die Leseprobe allerdings, nach dem „Goethejahrbuch“, IX. Band (Weimar 1888) bis zum 4. Februar, die Aufführung, wie

bekannt
also ich
so war e
teresse zu
Beziehun
dem Nat
Karl Fr
Appellati
rend sich
Häuser d
in diese
Krug“ w
die Aus
günstig
freudiger
Freunden
Buchhan
hatte un
Kunstjou
sächlich
aus Kle
machen.
scheinen,
Goethe
Brief i
Goethes
des „Ph
filea“
Bearbeit
zögerte
Herausg
das Bes
Goethe
die „Per
gleichfal

bekannt, gar bis zum 2. März 1808 verzögerte. Hatte Adam Müller also schon vor unseres Dichters Ankunft kräftig für Kleist agitiert, so war er auch nach derselben nicht müßig, seines Schütlings Interesse zu fördern, und so hatte Kleist rasch durch ihn in Dresden Beziehungen zu dem Maler und Professor Ferdinand Hartmann, dem Naturphilosophen Gotthilf Heinr. v. Schubert, den Dichtern Karl Friedr. Gottlob Wegel und Friedrich Laun sowie zu dem Appellationsrat Christian Gottfried Körner u. a. angetnüpft, während sich ihm durch Pfuels und Kühles Vermittelung gleichzeitig die Häuser der Spitzen der Geburtsaristokratie Dresdens erschlossen und in diesen Gesellschaften der „Amphitryon“ und „Der Zerbrochene Krug“ wiederholt unter lebhaftem Beifall vorgelesen wurde. Kurz die Aussichten standen gegen Ausgang des Jahres für Kleist so günstig wie möglich, und er sah der Zukunft um so hoffnungsfreudiger entgegen, als er mit Kühle und den andern Dresdener Freunden gegen Ende des Jahres 1807 unter dem Titel „Phönix“= Buchhandlung auch ein eigenes Verlagsgeschäft ins Leben gerufen hatte und mit Müller nun sogar an die Herausgabe eines eigenen Kunstjournals „Phöbus“ denken konnte, welche Monatschrift hauptsächlich dazu bestimmt war, die Lesewelt mit einer Reihe Bruchstücke aus Kleists bis dahin noch ungedruckten Dichtungen bekannt zu machen. Das erste Heft sollte zu Anfang des neuen Jahres erscheinen, und unterm 17. Dezember 1807 suchte Adam Müller auch Goethe als Mitarbeiter für die neue Zeitschrift zu gewinnen (der Brief ist im IX. Band des „Goethe-Jahrbuchs“ abgedruckt). Goethes Zusage aber blieb aus. Auch die Herausgabe des 1. Heftes des „Phöbus“, das ein organisches Bruchstück aus der „Penthesilea“ (die Buchausgabe des Werkes erschien 1808 bei Cotta, eine Bearbeitung von Mosenthal und eine von Riote 1876) enthielt, verzögerte sich von Woche zu Woche, da die nötigen Geldmittel zur Herausgabe nur mühsam aufzutreiben waren. Noch aber hoffte Kleist das Beste und hoffte nicht nur Wieland, sondern auch besonders Goethe doch noch für das junge Unternehmen und zugleich auch für die „Penthesilea“ einzunehmen. Und so richtete er an Goethe folgenden gleichfalls im IX. Band des „Goethe-Jahrbuchs“ enthaltenen Brief.

„Hochwohlgebohrener Herr, Hochzuberehrender Herr Geheimrath, Ew. Excellenz habe ich die Ehre, in der Anlage gehorjamt „das 1te Heft des Phöbus zu übersenden. Es ist auf den

„Knieen meines Herzens“, daß ich damit erscheine; mögte
 „das Gefühl, das meine Hände ungewiß macht, den Werth
 „dessen erleben, was sie darbringen. Ich war zu furchtjam,
 „das Trauerspiel, von welchem Ew. Excellenz hier ein Frag-
 „ment finden werden, dem Publikum im Ganzen vorzulegen.
 „So, wie es hier steht, wird man vielleicht die Prämissen,
 „als möglich, zugeben müssen, und nachher nicht erschrecken,
 „wenn die Folgerung gezogen wird. Es ist übrigens eben so
 „wenig für die Bühne geschrieben als jenes frühere Drama:
 „Der zerbrochene Krug, und ich kann es nur Ew. Excellenz
 „gutem Willen zuschreiben, mich aufzumuntern, wenn dies
 „letztere gleichwohl in Weimar gegeben wird. Unsere übrigen
 „Bühnen sind weder vor noch hinter dem Vorhang so be-
 „schaffen, daß ich auf diese Auszeichnung rechnen dürfte, und
 „so sehr ich auch sonst in jedem Sinne gern dem Augenblick
 „angehörte, so muß ich doch in diesem Fall auf die Zukunft
 „hinaussehen, weil die Rücksichten gar zu niedererschlagend
 „wären. — Herr Adam Müller und ich, wir wiederholen
 „unsre inständigste Bitte, unser Journal gütigst mit einem
 „Beitrag zu beschenken, damit es ihm nicht ganz an dem
 „Glanze fehle, den sein, ein wenig dreist gewählter Titel
 „verspricht. Wir glauben nicht erst erwähnen zu dürfen, daß
 „die bei diesem Werke zum Grunde gelegten Abschätzungs-
 „regeln der Aufsätze, in einem Falle keine Anwendung leiden
 „können, der schlechtlin für uns unschätzbar sein würde.
 „Gestützt auf Ew. Excellenz gütige Aeußerungen hierüber,
 „wagen wir, auf eine Mittheilung zu hoffen, mit der wir schon
 „das 2. Heft dieses Journals ausschmücken könnten. Sollten
 „Umstände, die wir nicht übersehen können, dies unmöglich
 „machen, so werden wir auch eine verzuglose, wenn es sein
 „kann, mit umgehender Post gegebene, Erklärung hierüber
 „als eine Gunstbezeugung aufnehmen, indem diese uns in
 „den Stand setzen würde, wenigstens mit dem Druck der ersten,
 „bis dahin für Sie offenen Bogen vorzugehen. Der ich mich
 „mit der innigsten Verehrung und Liebe nenne

„Ew. Excellenz gehorsamster Heinrich von Kleist
 „Dresden, d. 24. Jan. 1808,
 „Birnische Vorstadt, Rammische Gasse Nr. 123.“

Da a
 Ruhmes
 nenen J
 sich auch
 rend er a
 bus“ stillf
 mehr“. V
 ein zweiter
 Verfasser
 Krug“, u
 außerdem
 verdientes
 Nähere in
 v. Kleist
 brachte es
 Weimarise
 von der S
 für den t
 so edler V
 Erbitterun
 dies ausd
 im „Phö
 marijche
 Goethe an
 Verhältnis
 Taktlosig
 jüngeren
 dieser jelt
 die Klust
 überbrück
 dank der
 sehen in
 Fra
 Kleist im
 hest die
 tam der
 erschien,
 sich auf

Da aber traf unseren Dichter auf der Höhe seines Glückes und Ruhmes jäh der erste Schicksalschlag des so verheißungsvoll begonnenen Jahres 1808. Goethe antwortete unterm 1. Februar, daß er sich auch mit der „Penthesilea“ zunächst nicht befreunden könne, während er auch über Kleists Einladung zur Mitarbeiterschaft am „Phöbus“ stillschweigend hinwegging und nur darauf verwies „Nächstens mehr“. Auf diesen Schlag folgte jedoch schon einen Monat darauf ein zweiter, noch schwererer. Am 2. März erlebte ohne Nennung des Verfasser Namens im Weimariſchen Hoftheater der „Zerbrochene Krug“, von Goethe unbegreiflicher Weise in 3 Akte zerstückelt und außerdem in der Hauptrolle unzureichend besetzt, ein trotzdem unverdientes, kaum glaubliches schmähhches Fiasko, worüber man das Nähere in meiner bereits Seite 15 erwähnten Schrift „Heinrich v. Kleist und der Zerbrochene Krug“ nachlesen wolle. Das Werkchen brachte es zu keiner Wiederholung der Aufführung, ward von der Weimariſchen Hofgeſellſchaft mit Spott und Hohn überſchüttet und von der Kritik rückſichtslos zu den Toten geworfen. Das aber war für den tiefgekränkten Kleist zuviel des Mißgeſchicks. Er, deſſen ſonſt ſo edler Natur das völlig widerſprach, rächte in an ſich begreiflicher Erbitterung ſich an Goethe auf leider unedle, ſeiner, wir bedauern dies ausdrücklich erklären zu müſſen, unwürdige Weiſe, indem er im „Phöbus“ biſſige Epigramme gegen Goethe und die ganze Weimariſche Hofgeſellſchaft vom Stapel ließ und ſich ſogar nicht ſcheute, Goethe an ſeiner verwundbarſten Stelle zu treffen und ihn und ſein Verhältnis zu Chriſtiane Vulpius an den Pranger zu ſtellen, eine Taktloſigkeit, die ſelbſt durch das nur allzu reizbare Naturell des jüngeren Dichters nicht ganz entſchuldigt wird, eine Voreiligkeit, die dieſer ſelber ſpäter jedenfalls ſchmerzlich genug bereut hat. Denn die Kluft zwiſchen Goethe und ihm war inſolge dieſer Paſquille unüberbrückbar, und auch das junge Journal, der „Phöbus“ hatte dank der Kleiſtiſchen Angriffe auf den Weimariſchen Olympier an Anſehen in der beſten Geſellſchaft ſchwere Einbuße erlitten.

Fragmente aus dem „Zerbrochenen Krug“ veröffentlichte Kleist im „Phöbus“ und zwar im Märzheft, nachdem im Februarheft die „Marquiſe von O.“ erschienen war. Zur Aufführung kam der „Zerbrochene Krug“, deſſen Buchausgabe 1811 in Berlin erſchien, zu Lebzeiten des Dichters überhaupt nicht wieder und brach ſich auf den deutſchen Bühnen erſt in der willkürlichen Bearbei-

tung des Theaterdirektors Friedrich Ludwig Schmidt seit 1820 Bahn.

Hef 4 und 5 des „Phöbus“, das Doppelheft für April und Mai 1808 brachte außer den schon erwähnten Epigrammen gegen Goethe endlich noch den ersten Akt von „Robert Guiskard, Herzog der Normänner“ (in Buchform zuerst 1821 in der von Tieck veranstalteten Ausgabe von Kleists hinterlassenen Schriften erschienen) sowie namentlich auch den ersten Akt und den Anfang des zweiten aus dem Schauspiel „Das Käthchen von Heilbronn“*). Mit dem letzterwähnten Drama hatte es seine eigene Bewandnis. Kleist hatte im Körnerschen Hause die 1786 geborene Emma Julie Kunze, die geistvolle und lebenswürdige Tochter des 1803 verstorbenen Leipziger Kaufmanns Kunze, das Mündel des alten Körner, kennen und lieben lernen und fand bei dem Mädchen auch Gegenliebe. Als aber Kleist auch von ihr, wie früher von Wilhelmine, wiederholt verlangte, die Geliebte solle seine Briefe heimlich erwidern, ohne daß der Pflegevater davon etwas erführe, da war auch der Bruch mit Julie unvermeidlich. Kleist zog sich von ihr, die er bereits als seine Braut betrachtet hatte, verbittert mehr und mehr zurück, und bereits am 2. November 1808 ward Julie das Weib eines andern, des Herrn Alexander von Einsiedel auf Schloß Gnandstein und starb daselbst, seit 1840 verwitwet, am 30. Juni 1849.

Daß Kleist der Julie Kunze im „Käthchen von Heilbronn“, welches Werk er bereits im August 1808 an das Dresdner Hoftheater und spätestens im November auch an das Theater an der Wien verkaufte, einen Spiegel vorhalten und dem Mädchen zeigen wollte, wie ein Weib lieben müsse, steht fest, ebenso ist es zweifellos, daß wenigstens der erste Akt und die erste Scene des zweiten in glücklichster Bräutigamsstimmung und jedenfalls solange Kleist Julie noch nicht unwiderwillig für sich verloren wußte, geschrieben ist, ebenso wie wohl auch (mit Ausnahme des Schlusses) die Hollunderbuschscene. Derlei schreibt kein Dichter in verdüsterter Stimmung. Selbst

*) Die Hauptmotive dazu entnahm Kleist, wie Spiridion Wukadinowid im „Euphorion“, II. Band, Ergänzungsheft, Bamberg 1895 nachweist, Schuberts „Ansichten von den Nachtseiten der Naturwissenschaft“, Schillings Roman „Theobald oder Die Schwärmer“ und 2 Balladen nach dem Englischen: „Graf Walter“ und „Lord Heinrich und Käthchen“; ein kaiserlicher Vater der Heldin fehlt auch in diesen von Kleist benutzten Quellen!

wenn wir
sich Kleist
die „Heilbronn“,
Wortes ist
zunehmen
sache im
größeren
können,
freudigstem
also nach
Fassung d
nicht end
obwohl de
Hörensage
Julie zu
zunehmen,
mäßige T
bleiben so
Heilbronn
kaiserlicher
Strahl da
nimmt, n
schaft, da
kaiserlicher
Vorurteil
Julie zu
kunst gew
für die G
nung ihre
ihre Hund
werden t
sei zwar
also Kleist
gelaunt g
vor dem
es von
des Dram

wenn wir also unter einer der beiden Tragödien, in deren Besitze sich Kleist laut Brief an Heinrich v. Collin am 14. Februar 1808 — die „Penthesilea“ nicht mitgerechnet — befand, das „Räthchen von Heilbronn“, das ja freilich keine Tragödie im engeren Sinne des Wortes ist, nicht verstanden wissen wollten, so wird man doch anzunehmen haben, daß das „Räthchen von Heilbronn“ in der Hauptsache im Winter 1807/8 entstanden ist. Welches andere von seinen größeren Werken auch, die etwa sonst allenfalls in Frage kommen könnten, hätte er sonst zu jener Zeit, in der er am hoffnungsfreudigsten in die Zukunft blickte, dichten sollen? Wenn wir also nach der ganzen Sachlage annehmen müssen, daß die erste Fassung des Werkes in jene Zeit fällt, wo der Bruch mit Julie noch nicht endgültig besiegelt war, und wir müssen das nun einmal, obwohl der auch sonst vielfach schlecht unterrichtete Bülow nach dem Hörensagen meldet, Kleist habe das Werk erst nach dem Bruche mit Julie zu dichten begonnen, so sind wir auch genötigt, weiterhin anzunehmen, daß nach dem ursprünglichen Plan Räthchen die rechtmäßige Tochter des Waffenschmieds Theobold Friedeborn sein und bleiben sollte, während nach der zweiten Fassung des Dramas die Heilbronner Patricier Tochter zu einem Kinde der Liebe, freilich einer kaiserlichen, „erhoben“, richtiger erniedrigt wird und Graf Wetter Strahl das Mädchen trotz ihrer Hundetreue erst dann zum Weibe nimmt, nachdem er sich in den Kirchenbüchern (!) die Gewißheit verschafft, daß seine Heilbronnerin im Ehebruch erzeugt, dafür aber kaiserlichen Geblütes ist! Kleist selber, obwohl sonst über manche Vorurteile seiner Zeit erhaben, hätte sich für das Vergnügen bedankt, Julie zu heiraten, wenn sie von derart fragwürdig „hoher“ Abkunft gewesen wäre. Und andererseits hätte auch Julie sich erst recht für die Ehre bedankt, nach dem Kleistschen Rezept mit Selbstverleugnung ihrem „hohen Herrn“ zu dienen, wenn dieser zum Dank für ihre Hundetreue noch verlangt hätte, daß sie, ehe sie sein Weib werden könne, ihm noch die Bescheinigung anbeibringen müsse, sie sei zwar unehelicher, aber „höherer“ Herkunft als er selbst! Wenn also Kleist, der in verzweifelter Stimmung gar nicht fähig und gelaunt gewesen wäre, die Liebesscenen dieses Dramas zu schreiben, vor dem Bruch mit Julie gerade diese Scenen gedichtet hat, so ist es von vornherein ausgeschlossen, daß er nach der ersten Fassung des Dramas das Räthchen zur Frucht einer sündigen Kaiserliebe

habe machen wollen; er hätte ja geradezu das, worauf es ihm einzig und allein ankommen mußte, zu beweisen, wie die Hundetreue des Weibes zuletzt doch den verdienten Lohn empfängt, einfach negiert und wider seine Überzeugung dargethan, daß das Weib bürgerlicher Abkunft, auch das von hingebendster Liebe, die Hand eines Adeltigen nur dann erringt, wenn sie zwar nicht fürstliche Eltern, aber doch einen fürstlichen Vater aufweisen könne. Hätte Kleist aber seiner Julie dergleichen nachweisen wollen, so hätte er sich die ganze Mühe ersparen können, Fräulein Kunze umzustimmen; denn Julie Kunze kannte ihren Wert, war vielumworden und wurde auch ohne Kleist und ohne auf die Ehre verzichten zu müssen, das Kind bürgerlicher Eltern zu sein, eine Edelfrau, nur daß ihr Gemahl nicht Heinrich von Kleist, sondern Alexander von Einsiedel heißt und sie durch diesen eine wirkliche Schloßherrin ward. Wenn Kleist trotzdem mit seiner Dichtung den erwünschten Erfolg bei Julie nicht erzielte, so beweist das nichts gegen meine Ansicht, daß Kleist den Versuch überhaupt nicht unternommen haben würde, hätte er nicht wenigstens die Hoffnung gehabt, das ersehnte Ziel doch noch zu erreichen.

Können also schon aus inneren Gründen gerade die poesievollsten Scenen dieses Dramas nur zu einer Zeit geschrieben sein, da der Bruch mit Julie noch nicht endgültig besiegelt war, so kann ursprünglich Kleist auch gar nicht daran gedacht haben, das Käthchen sich als die Frucht einer sündigen Kaiserliebe entpuppen zu lassen; und gerade ein Kleist um so weniger, als dies ganze Motiv schon damals eins der am stärksten verbrauchten war und Kleist in den besseren Tagen seiner dichterischen Thätigkeit zu einem solchen Motiv höchstens in dem einen Falle gegriffen haben würde, daß sich eine andere Lösung schlechterdings nicht hätte finden lassen, während gerade das plötzliche Erscheinen des Kaisers, eines echten „*deus ex machina*“, auf der Bühne auch nach der zweiten Fassung des Dramas anerkanntermaßen so unzureichend wie nur möglich motiviert ist und das Schuldbekenntnis, das der Kaiser ablegt, wohl das letzte gewesen wäre, was man nach den beiden ersten Akten in der ursprünglichen Fassung erwartet hätte. Enthielt doch noch der zweite Akt des Schauspiels, das Kleist am 7. Juni vergeblich Cotta zum Verlag angeboten hatte, so, wie dieser zweite Akt — erst lange nach dem Bruch mit Julie — in dem gegen Ende des Jahres herausgegebenen September- und Oktoberheft des „Phöbus“, abermals einem Doppelhefte, erschienen ist, weder die Brigittenscene noch die auf eine kaiser-

liche Absta-
gemäß an-
derse Wett-
erhaltenen
auch der
nur die le-
dem von
spielen sol-
Geist, von
Kaisers sei-
trägliches
eben bis z
gezwungen
finden, an
Akt 3 un-
erwähnten
des Dram
nach dem
Fassung,
sein lassen
so entschei-
des ganze
denke, ne

Erst
übergesied
eine Scen
lichen Fa-
erblickt un
sich auf d
Scene un
ganzen Dr
weib von
im Ehebr
weisbaren
lediglich g
so hat Kle
er 1811
hat mich
Heilbrom

siche Abstammung Kunigundens und in Verbindung damit naturgemäß auf eine gleiche Abstammung Rätchens hindeutenden Schlüßverse Wetter Strahls. Und ebenso enthält in der einzigen uns erhaltenen Fassung der Buchausgabe weder der ganze dritte Akt noch auch der vierte bis gegen das Ende der Hollunderbuschscene auch nur die leiseste Andeutung, daß der Kaiser irgend welche Rolle in dem von vornherein ursprünglich so planmäßig angelegten Drama spielen sollte! Und mit Ausnahme der 5 Verse „Weh mir, mein Geist, vom Wunderlicht geblendet — Daß sie die Tochter meines Kaisers sei.“ gegen das Ende der Hollunderbuschscene, die als nachträglichen Einschub zu betrachten sind, fügen sich Akt 3 und Akt 4 eben bis zum Schlusse der Hollunderbuschscene im Grunde so ungezwungen den beiden ersten Akten, wie wir sie im „Phöbus“ finden, an, daß wir getrost annehmen können, wir haben es auch in Akt 3 und 4 bis zum Beginn der Gartenscene — von dem erwähnten Einschub abgesehen, ebenso mit der ersten reinen Fassung des Dramas zu thun, wie in den beiden ersten Akten des Dramas nach dem „Phöbus“. Und da soll auch nach dieser ersten reinen Fassung, selbst wenn wir den Bruch mit Julie schon vorher erfolgt sein lassen wollten und könnten, in diesem Drama dem Kaiser eine so entscheidende Rolle beschieden gewesen sein, wie es zum Schaden des ganzen Werkes nach der zweiten Fassung der Fall ist? Ich denke, nein: diese Möglichkeit ist ausgeschlossen.

Erst nachdem Ludwig Tieck, der im Sommer 1808 nach Dresden übergesiedelt war, unseren Dichter darauf aufmerksam gemacht, daß eine Scene gegen das Ende des 4. Actes, wo nach der ursprünglichen Fassung Rätchen Kunigunde im Bade als Wasserungetüm erblickt und darauf sich von einem Felsen in die Fluten stürzen will, sich auf der Bühne werde schwer darstellen lassen, änderte Kleist diese Scene und damit den ganzen ursprünglich so einheitlichen Plan des ganzen Dramas ab, machte aus der Kunigunde ein mißgestaltetes Erdweib von weitläufig kaiserlicher Abstammung und aus Rätchen die im Ehebruch erzeugte Tochter eines Kaisers. Da nun alle nachweisbaren erheblichen Abweichungen vom ursprünglichen Plan sich lediglich gerade auf Kunigundens und Rätchens Herkunft beziehen, so hat Kleist sich auch kaum über etwas anderes beklagen können, als er 1811 an eine Verwandte schreibt: „Das Urtheil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht; besonders das Rätchen von Heilbronn ist voll Spuren davon. Es war von Anfang herein

eine ganz treffliche Erfindung, und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt beweinen möchte. Kurz, ich will mich von den Gedanken ganz und gar durchbringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schoße des menschlichen Gemüths hervorgeht, dasselbe auch notwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse.“

Das Werk kam — ob schon nach der zweiten Fassung, steht nicht fest — zuerst am 17. März 1810 zu Wien im Theater an der Wien und dann in einer Bearbeitung von Franz von Holbein am 1. September 1811 in Bamberg — hier merkwürdigerweise wie noch 1812 in derselben Bearbeitung zu Würzburg ohne den ganzen anstößigen Kaiserpassus — zur Aufführung, an allen drei Orten indes ohne durchschlagenden Erfolg. Und so entschloß sich Holbein, gerade diesen Kaiserpassus noch ganz bedeutend zu erweitern und so das Drama in bedauernswerter Weise zu verballhornen und zu verwässern, und gerade durch diese Bearbeitung ward seit Anfang der zwanziger Jahre das Drama erst eigentlich populär. Weitere Bearbeitungen lieferten 1852 Eduard Devrient und 1859 Heinrich Laube, die einem Vorschlag Tiecks folgend, sich und Kleist dadurch zu helfen suchten, daß sie den Theobald zum Großvater Rätchens machten, dafür denselben aber vor dem Gottesgericht als Lügner erscheinen lassen, und um den Anfang der 60er Jahre Feodor Wehl, der im Grunde, abweichend von Devrient und Laube, den Kaiserpassus betreffend alles beim Alten ließ. Von diesen drei Bearbeitungen hat indes auch nur die Laubesche sich auf einer größeren Anzahl Bühnen neben der Holbeinschen und dem Original zu behaupten vermocht. Meine Bearbeitung, die seit 1889 bis Mitte 1895 bereits auf mehr als 30 Bühnen zur Aufführung gekommen und 1890 in Leipzig auch im Druck erschienen ist, geht unter Benutzung des Fragments im „Phöbus“, soweit das möglich, auf die ursprüngliche Fassung zurück, wonach das Rätchen eben Theobalds echtes Kind ist und Kunigunde sich als mißgestaltetes Wasserungetüm entpuppt; von den dadurch bedingten Streichungen abgesehen, habe ich im großen und ganzen den Text der 1810 in Berlin erschienenen Buchausgabe des Dramas beibehalten und aus Eigenem nur — notgedrungen — etwas mehr als Laube, aber immer noch weniger als Wehl und weit weniger als Devrient und nun gar Holbein hinzugethan.

Für Kleist aber war in dem Jahr 1808, das so verheißungsvoll

begonnen
Leids ger
„Phönix“
trügerisch,
Kleist's au
dadurch u
von D.“,
zulänglich
Selbstwerk
zunehmend
noch größ
Junifest
in Dresde
Dresden
der „Mar
von Kleist
Die „Phö
durch halt
ihn verge
Ausgang
in Dresde
Namen u
Septembe
bereits er
Heilbro
für Nov
mühsam i
Idylle „
im Febru
Kleist
Junifest
aus einer
Rache v
abgedruck
Noch me
patriotisch
Rud. Ger
wegenste
vom deut

begonnen, der Bruch mit Goethe wie der mit Julie Kunze noch nicht Leids genug. Auch die auf den „Phöbus“ und die damit verbundene „Phönix“-Buchhandlung gesetzten Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch, teils wegen der schon erwähnten persönlichen Angriffe Kleists auf Goethe und die sogenannte gute Gesellschaft, die sich dadurch und durch den Abdruck von Werken, wie die „Marquise von D.“, verletzt fühlte, teils und wohl noch mehr wegen der Unzulänglichkeit der Geldmittel, über welche die Begründer dieses Selbstverlagsgeschäfts verfügten, und vor allem infolge der immer zunehmenden Kriegsgefahr. Was half es da, daß das übrige mit noch größerer Verpätung als die vorhergehenden Hefte erschienene Juniheft einen Beitrag der Frau von Staël, die kurz vorher selber in Dresden anwesend gewesen, und im Auszug den von Kleist in Dresden vollendeten „Michael Kohlhaas“, der 1810 in Berlin mit der „Marquise von D.“ und dem „Erdbeben in Chili“ als 1. Band von Kleists „Erzählungen“ auch in Buchform erschienen ist, brachte? Die „Phönix“-Buchhandlung konnte sich nicht einmal den Sommer durch halten, und das Juliheft des „Phöbus“ erschien, nachdem Kleist ihn vergeblich Cotta und Goeßchen zum Verlag angeboten, endlich gegen Ausgang des Jahres im Verlag der Waltherschen Hofbuchhandlung in Dresden, aber ebenso wie das Augustheft, ohne daß wir Kleists Namen unter denen der Mitarbeiter finden. Das Doppelheft für September und Oktober brachte von Kleist dann nur noch, wie bereits erwähnt, das zweite Fragment aus dem „Mädchen von Heilbronn“ nebst 5 Gelegenheitsgedichten, das letzte Doppelheft für November und Dezember, mit welchem Heft der „Phöbus“ sich mühsam ins neue Jahr hinüberarbeitete, endlich noch die Kleistsche Idylle „Der Schrecken im Bade“. Mit diesem Heft schloß im Februar 1809 der „Phöbus“ ganz ein.

Kleist selber hatte sich inzwischen, wie schon der Schluß des im Juniheft des „Phöbus“ erschienenen „Michael Kohlhaas“ bewies, aus einem Dichter der Liebe in einen solchen des Hasses und der Rache verwandelt. Auch die Erzählung „Der Findling“ (zuerst abgedruckt im 2. Bande der „Erzählungen“) legt davon Zeugnis ab. Noch mehr aber das in der zweiten Hälfte des Jahres gedichtete patriotische Drama „Die Hermannsschlacht“ (Bearbeitung von Rud. Genée), das ein Tendenzdrama im edelsten und zugleich verwegentsten Sinne des Wortes, zur Vertreibung der Neu-Welschen vom deutschen Boden aufforderte. Das Drama ging im Dezember

1808 in Dresden unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Hand zu Hand, ward von Kleist am 1. Januar 1809 nach Wien an Heinrich von Collin geschickt, der es bei einem der dortigen Theater anbringen sollte, kam aber natürlich weder zu Kleists Lebzeiten noch solange Napoleons Macht ungebrochen war, auf irgend einer deutschen Bühne zur Aufführung, ward auch erst 1821 nebst dem „Prinzen von Homburg“ und dem „Guiskard“-Fragment von Tieck in Kleists hinterlassenen Schriften in Buchform veröffentlicht.

Im ersten Viertel des Jahres 1809 dichtete dann Kleist noch die zornglühenden patriotischen Gedichte: „Kriegslied der Deutschen“, „An Kaiser Franz“, „An Erzherzog Karl“ und „Germania an ihre Kinder“; das letzterwähnte ließ Pfuël als fliegendes Blatt drucken und in Massen verbreiten. Nachdem aber der König von Sachsen unterm 24. April 1809 von Leipzig aus seinen Aufruf an sein Heer, unter Napoleon gegen Osterreich zu kämpfen, erlassen hatte und für den 30. April zu Ehren des siegreichen Vordringens des Korps in allen Kirchen Dresdens ein Te Deum anbefohlen worden war, war für einen deutschen Patrioten wie Kleist der Aufenthalt in der schönen sächsischen Residenz natürlich unerträglich geworden, und der Dichter verließ am 29. April die Stadt, in der er seit Ende August 1807 verweilt und noch zum letzten Male in seinem nur zu kurzen Erdbdasein einige Monate des Glückes und Ruhmes, dafür aber dann um so mehr Enttäuschungen durchleben sollte.

Kleist wanderte in Gesellschaft des Historikers Dahlmann nach Prag, um als patriotischer Schriftsteller für die gute Sache zu wirken, verfaßte zu diesem Zwecke verschiedene politische Schriften, begab sich danach auf den Kriegsschauplatz, vernahm mit Jubel dann von Osterreichs Siege bei Aspern, mit um so größerem Schmerze bald darauf von der Niederlage bei Wagram am 5. und 6. Juli, mußte daher auch seine Idee, in Prag ein patriotisches Journal „Germania“ ins Leben zu rufen, aufgeben, kehrte zunächst nach Prag in verzweifelter Stimmung zurück, geriet mehr und mehr in Schulden und ward abermals von schwerer Krankheit heimgesucht, so daß anfangs Oktober Adam Müller in Berlin sogar die Nachricht erhielt, Kleist sei im Kloster der barmherzigen Brüder zu Prag gestorben. Da in Osterreich keine Hoffnung mehr war, mit Erfolg gegen Napoleon zu agitieren, so verließ um die Mitte November Kleist Prag, um am 23. November in Frankfurt a. d. Oder aufzutauchen, wo er aber Schwester Ulrike nicht antraf, weil diese gerade nach

Pommern
nun nach
zurückzufeh
ausgeführt
verschollen.
ihm aus G
a. Main,
„Rätchens
im Winter
ebenfalls k

Endlich
in Berlin
eine Unter
letzten Tr
und über
März 181
als seit M
Gönnernin
reichen di
Thränen
der hohen
gewiß sein
an Ulrike
Madziwill
jüngstes
überreicht
31 Vermittlu
erhalten,
Sachsen-V
seinen „P
gemacht
noch die
zu komme
Bon
und keine
Bruders
Briefes
dafür sp
in der M

Pommern verreist war. Von Frankfurt a. d. Oder beabsichtigte er nun nach Osterreich, das er doch eben erst hoffnungslos verlassen, zurückzukehren; zu welchem Zwecke, und ob er überhaupt die Absicht ausgeführt, wissen wir nicht. Kleist blieb abermals längere Zeit verschollen. Aus dieser Zeit datiert ein (ungedruckter) Brief von ihm aus Gotha und einer vom 12. Januar 1810 aus Frankfurt a. Main, von wo aus Kleist ohne Erfolg die Handschrift des „Räthchens von Heilbronn“ an Cotta sendet. Deshalb er mitten im Winter plötzlich nach Gotha und Frankfurt a. M. gereist ist, hat ebenfalls bisher nicht festgestellt werden können.

Endlich, anfang März 1810 oder noch etwas früher trifft Kleist wieder in Berlin ein, nachdem er in der Hoffnung, vom preussischen Hofe eine Unterstützung oder Belohnung zu erhalten, schon auf seinen letzten Fersfahrten seinen „Prinzen von Homburg“ begonnen und überraschend schnell dies sein letztes Drama bereits anfangs März 1810 vollendet, und blickte wieder einmal zuversichtlicher als seit Monaten in die Zukunft. Hatte er doch eben jetzt seiner Gönnerin an ihrem Geburtstag, am 10. März ein Gedicht überreichen dürfen, das dieselbe vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen rührte, und glaubte wohl nicht mit Unrecht, der Fürsprache der hohen Frau beim König, der für ihn bisher noch nichts gethan, gewiß sein zu können, und sollte doch, wie Kleist unterm 19. März an Ulrike schreibt, auf dem Privattheater des Fürsten Anton Radziwill und später auch auf der Nationalbühne zu Berlin sein jüngstes Drama aufgeführt und sofort nach dem Druck der Königin überreicht werden; ja der Dichter rechnet sogar darauf, durch Vermittlung seiner erlauchten Gönnerin irgend eine Hofcharge zu erhalten, obwohl Friedrich III. von Preußen kein Karl August von Sachsen-Weimar war, so sehr sich gerade Kleist besonders durch seinen „Prinz von Homburg“ um die Hohenzollerndynastie verdient gemacht hatte. In dem betr. Briefe vom 19. März bittet Kleist noch die Schwester inständig, doch auf ein paar Monate nach Berlin zu kommen, um als sein guter Engel ihm zur Seite zu stehen.

Von allen diesen seinen Wünschen und Hoffnungen sollte keiner und keine in Erfüllung gehen. Ulrike scheint auch diesmal der Bitte des Bruders nicht nachgegeben zu haben, obwohl das Fehlen irgend welches Briefes an die Schwester während der folgenden fünfviertel Jahre dafür sprechen könnte, daß dieselbe während dieser Zeit in Berlin in der Nähe des Bruders verweilt habe. Ob der „Prinz von Hom-

burg“ auf dem Madziwillschen Privattheater zur Aufführung gekommen ist, auch darüber haben wir kein Zeugnis. Dazu, der Königin ein gedrucktes Exemplar des Werkes überreichen zu dürfen, kam Kleist aber — das steht fest — leider nicht; denn der „Prinz von Homburg“ ward erst 1821 in Kleists „Hinterlassenen Schriften“ in Buchform veröffentlicht. Und selbst wenn Kleist bald nach jenem Briefe vom 19. März einen Verleger gefunden hätte für sein patriotisches Drama, so hätte es doch kaum so früh geschehen können, daß er noch in die Lage gekommen wäre, seiner Gönnerin ein Exemplar des Buches zu überreichen; denn bereits am 19. Juli 1810 entschlief die Königin Luise, der schwerste Schlag, der unseren Dichter nach so vielen Enttäuschungen der letzten Jahre noch treffen konnte.

Von nun an hatte das Leben für Kleist keinen Wert mehr. Es galt ihm nur noch, dies Leben zu fristen, solange es eben gehen wollte. Mit der Hoffnungslosigkeit, mit der er in Berlin eingezogen war, war es nun vorbei, und das Glück hatte ihn grausam für immer verlassen. Was Kleist noch weiterhin erlebte, das war nichts als eine fortlaufende Kette von Verdrießlichkeiten und Enttäuschungen. Im August lehnte der Direktor des Nationaltheaters, Zffland, das „Räthchen von Heilbronn“ endgültig ab, so daß Kleist gar nicht erst noch den Versuch machte, den „Prinzen von Homburg“ bei Zffland anzubringen, sondern mit diesem ebenso rasch brach, wie 1808 mit Goethe.

Auch ein weiterer Versuch, seine Lage wenigstens einigermaßen zu verbessern, mißlang oder hatte wenigstens ebenfalls nicht den gewünschten Erfolg. Am 1. Oktober gründete Kleist die „Berliner Abendblätter“, die aber schon Ende März 1811 wieder eingingen, theils infolge der Ungunst der politischen Zeitläufte, theils auch durch die eigene Schuld des Dichters, der zum Redakteur ebensowenig als zum Staatsmann trotz seines oft staunenswerten politischen Scharfblickes geboren war und es bei Ausübung seiner Redaktion sogar mit der Regierung, für die er als Patriot wirken zu sollen glaubte, verdarb, weil diese sein Blatt nicht, wie er gewünscht hatte und seiner traurigen pekuniären Verhältnisse wegen auch wünschen mußte, zu unterstützen willens war. Wer sich etwa eingehender über diese unerquicklichste Periode aus Kleists Leben orientieren will, der lese darüber Fr. v. Raumers „Lebenserinnerungen und Briefwechsel“, Band I, Seite 157 ff. und D. Wenzels „Beitrag zur Lebensgeschichte Heinrich v. Kleists“ in der Sonntagsbeilage

zur „Vost
Zolling
Stelle gen
war, der
sich mit d
Müllers G
und daß i
überhaupt
das außer
einzug i
„Allerne
Erzählung
Locarno
im „Frein
lobung
„Zweita
gleichzeit
während S
Hermanns
auf zwei
Dieser Re
Kleists, „

Mit
Kleists s
Gefühl, v
die Not
Sommer
erlahnte
jahr 1811

Nur
Frühjahr
die elegan
Henriette
23. April
ihrer mit
Darstellun
heit eine
auch das
Kleist

zur „Vossischen Zeitung“, Nr. 37 und 38 und das, was Theophil Zölling im Vorwort zu seiner Kleist-Ausgabe schreibt! An dieser Stelle genüge es, nur noch hervorzuheben, daß es Adam Müller war, der den ohnedies schon hinlänglich verbitterten Dichter reizte, sich mit der Regierung gründlich zu überwerfen, wie überhaupt Müllers Einfluß auf Kleist zu jener Zeit ein äußerst ungünstiger war, und daß das einzige Gehaltvolle, was die „Berliner Abendblätter“ überhaupt brachten, aus Kleists eigener Feder herrührte. Es waren das außer kleineren Beiträgen, wie die „Ode auf den Wiedereinzug des Königs“, „Über das Marionettentheater“, „Allerneuester Erziehungsplan“ u., besonders die beiden Erzählungen „Die heilige Cäcilie“ und das „Bettelweib von Locarno“, die zur Ostermesse 1811 gemeinsam mit der zuerst im „Freimüthigen“ im März und April 1811 veröffentlichten, „Verlobung in St. Domingo“, sowie dem „Findling“ und dem „Zweitkampf“ als zweiter Band seiner „Erzählungen“ fast gleichzeitig mit dem „Zerbrochenen Krug“ im Druck erschienen, während Kleist sich vergeblich bemühte, auch für seine Dramen „Die Hermannsschlacht“ und den „Prinzen von Homburg“, sowie für einen auf zwei Bände berechneten Roman einen Verleger zu finden. Dieser Roman ist ebenso verloren gegangen wie ein älterer Aufsatz Kleists, „Die Geschichte meiner Seele“.

Mit dem Eingehen der „Berliner Abendblätter“ war leider auch Kleists schriftstellerische und dichterische Thätigkeit zu Ende. Im Gefühl, von der Welt verkannt zu werden, und den Hungertod und die Not des Vaterlandes vor Augen, geriet Kleist während des Sommers 1811 mehr und mehr in Verzweiflung, und seine Phantasie erlahmte immer mehr, ja, es scheint, daß die Muse seit dem Frühjahr 1811 dem unglücklichen Dichter gänzlich untreu geworden war.

Nur eine Genugthuung erlebte der Dichter noch in eben diesem Frühjahr 1811. Wie ich aus der Nummer 115 der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 10. Juni 1811 ersehe, brachte die berühmte Henriette Hendel-Schütz in diesem Frühjahr, und zwar am 23. April, im Konzertsaal des Nationaltheaters zu Berlin in einer ihrer mimisch-plastischen Vorstellungen auch die Penthesilea zur Darstellung, und ihr Gatte, Professor Schütz, trug bei dieser Gelegenheit eine Scene aus dem Kleistschen Drama vor. Das wäre denn auch das einzige Mal, daß Kleist vermutlich Gelegenheit gehabt hat,

persönlich Zeuge zu sein, wie eine seiner Dramen-Heldinnen durch eine wahre Künstlerin verkörpert ward. Freilich war diese Vorstellung nur ein bescheidener Ersatz dafür, daß die Nationalbühne in Berlin Kleists Dramen zu Lebzeiten unsers Dichters verschlossen blieb, bis endlich das königliche Schauspielhaus honorarfrei ein Drama Kleists nach dem andern zur Aufführung brachte, nachdem der Verfasser längst im Elend, verarmt gestorben. Im übrigen flossen die folgenden Lebensmonate dem Dichter, der körperlich und seelisch schon fast ganz gebrochen war, freudlos dahin, und ganze Tage lang verbrachte Kleist in seinem Zimmer, ohne auch nur einen Menschen gesprochen zu haben.

In einem seiner letzten von Koberstein veröffentlichten Briefe, der, vom 11. August 1811 datiert, die Nummer 56 dieser Sammlung trägt, bittet Kleist Ulrike, doch eine Stelle als Oberaufseherin am Berliner Luisenfließ anzunehmen, um ihm selber näher zu sein. Ulrike ging aber auch diesmal nicht auf sein Ansinnen ein, zu seinem Unglück, da sie doch vielleicht dem Armsten durch ihre Anwesenheit in Berlin das Leben gerettet hätte.

Aus einem weiteren Briefe nun, der, undatiert und offenbar in Frankfurt a. d. O. geschrieben, bei Koberstein die Nummer 55 trägt, aber erst nach dem Brief vom 11. August und jedenfalls nicht vor Mitte September geschrieben sein kann, erfahren wir, daß der König unseren Dichter im Militär anzustellen beschlossen habe, nachdem Kleist unterm 17. Juni sich an Friedrich Wilhelm III. mit der Bitte um Anstellung im Civildienst gewandt hatte. Wie wenig konnte dieser königliche Bescheid auf sein Gesuch den armen Dichter befriedigen, der 1799 den Militärdienst verlassen hatte, überzeugt, mit den Waffen des Geistes dem Vaterlande besser dienen zu können, und nun es noch als eine besondere Gnade betrachten mußte, wieder Offizier werden zu dürfen, und nicht einmal mehr die allernötigsten Mittel besaß, sich die erforderliche Equipierung anzuschaffen! Allein, der Ertrinkende greift ja nach einem Strohhalme, um das Leben zu retten. So auch Kleist, obwohl das Leben für ihn keinen Reiz mehr hatte und der Militärdienst ihm zuwider war! Doch wollte er trotzdem den Versuch wagen, ob es sich nicht auch so noch weiter leben ließ. Die Mittel zur Equipierung aber mußten beschafft werden, sonst hatte das Wiederanstellungsdekret keinen Wert. Kleist wußte nur zwei Wege, wie er die zur Equipierung nach seiner Ansicht erforderlichen 20 Louisdor aufreiben könne. Entweder mußte wieder Ulrike anshelfen oder der

Minister,
oder an Ulrike
Brief an K
dor bittet
Krieges (de
reich!) zuri
liche Schrei
an Harden
königliche
sein und K
Hardenber
ausgeschlo
glaubte w
Regierung
geben, we
wegen eine
um Woche
von dem K
bei Ulrike
das Vorsc
sein; viel
Berlin bef
da der p. v
Som 17. 2
warten mü
und noch
bewilligt
und dies
Das wäre
der Enttä
nun volle
bald als
Noch
treiben, u
sucht erst,
gehofft, ab
in der Ho
zu erhalten

Minister, Staatskanzler von Hardenberg. Ob er sich zuerst an diesen oder an Ulrike gewendet, steht nicht ausreichend fest. In dem erhaltenen Brief an Hardenberg, worin Kleist um einen Vorschuß von 20 Louisdor bittet mit dem Versprechen, diese Summe nach Beendigung des Krieges (der Dichter hoffte immer noch auf einen Krieg gegen Frankreich!) zurückzuerstatten, erwähnt Kleist ausdrücklich, daß er das königliche Schreiben soeben empfangen habe, und da der Kleistsche Brief an Hardenberg das Datum vom 19. September trägt, so könnte das königliche Schreiben am Ende schon etwa acht Tage früher eingetroffen sein und Kleist sich sofort an die Schwester gewendet haben, ehe er Hardenberg um den Vorschuß anging. Diese Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, die Wahrscheinlichkeit aber spricht doch dagegen. Kleist glaubte wegen seiner „Abendblätter“ noch gewisse Ansprüche an die Regierung zu haben und daher auch seinem Stolze nichts zu vergeben, wenn er sofort nach dem Empfang des königlichen Schreibens wegen eines Vorschusses den Staatskanzler anging; und erst, als Woche um Woche verstrich, ohne daß auf sein Darlehnsgeſuch eine Antwort von dem Minister einlief, wird er sich entschlossen haben, abermals bei Ulrike eine Anleihe zu machen. Eine Antwort Hardenbergs auf das Vorschußgeſuch des Dichters scheint überhaupt nie ergangen zu sein; vielmehr trägt der betreffende im Kgl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin befindliche Brief den Randvermerk Hardenbergs „Zu den Akten, da der p. v. Kleist 21. 11. 11. nicht mehr lebt. Berlin, den 22. Nov. 11.“ Vom 17. Juni bis um die Mitte September also hatte der p. v. Kleist warten müssen, bis sein Gesuch um eine Wiederanstellung vom König — und noch dazu in ganz anderem Sinne, als der Dichter erhofft hatte, bewilligt ward! Und vom 19. September an wartete er wiederum — und diesmal vergeblich — monatelang auf Antwort vom Minister! Das wäre auch für eine geündere Natur als die Kleists fast zu viel der Enttäuschung und Kränkung gewesen. Was Wunder, wenn Kleist nun vollends am Leben verzweifelte und der Entschluß, daselbe sobald als möglich abzuschütteln, immer mehr in ihm reifte!

Noch aber machte der Armste einen Versuch, das Geld aufzutreiben, und er machte, wie wir wohl annehmen müssen, diesen Versuch erst, nachdem er wochenlang umsonst auf Antwort von Hardenberg gehofft, also jedenfalls im Oktober. Er reiste nach Frankfurt a. d. O., in der Hoffnung, das Geld direkt von Ulrike oder doch durch dieselbe zu erhalten, gab aber sofort diesen Wunsch auf, als Ulrike bei seinem

Anblick so ungeheuer erschraf, daß er dadurch selbst aufs allertiefste erschüttert ward, und hat in jenem undatierten Briefe Ulrike nur noch, ein paar Stunden mit ihr beisammen zu sein, etwa bei ihr zu Mittag speisen zu dürfen, um dann nachmittags sofort nach Berlin zurückzukehren. Bei dieser Mittagstafel aber müssen ihm, wie aus einem Briefe Kleists an seine Base Marie von Kleist vom 10. November 1811 erhellt, die Schwestern — auch Ulrike — schwere Vorwürfe gemacht und ihn als ein keiner Teilnahme mehr würdiges, ganz unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft betrachtet haben, so daß er der Base erklärt, lieber wolle er zehnmal den Tod erleiden, als diese Scene nochmals durchzuleben. Der Gedanke, für so ganz nichtsnutzig angesehen zu werden, raube ihm nicht nur die Freuden, die er von der Zukunft erhoffte, sondern „vergifte“ ihm auch die Vergangenheit.

Dieser Brief Kleists an seine Base vom 10. November, das wichtigste von den Schriftstücken, die Paul Lindau 1873 in Nr. 31 bis 34 des IV. Bandes der „Gegenwart“ in seinem Beitrag „Über die letzten Lebensstage Heinrich von Kleists und seiner Freundin“ im Zusammenhang mit zwei weiteren weniger wichtigen Briefen Kleists an seine Base vom 9. und 12. November zum ersten Male veröffentlicht hat, schildert Kleists Zerwürfnis mit den Schwestern, auch mit Ulrike, über deren mangelnde Opferfreudigkeit der Dichter mit Unrecht sich schon im Brief vom 9. November beklagt hat, in so lebhaften Farben, daß man dies Zerwürfnis kaum wird in eine noch frühere Zeit als in die Mitte des Oktober zurückverlegen können, um so weniger, als ja dies Zerwürfnis mit seiner Lieblingschwester für den immer reizbarer und lebensmüder gewordenen Dichter einen der Hauptgründe bildete, daß die Katastrophe nun unausbleiblich und schon so nahe gerückt war.

Einen weiteren Grund aber, der die Katastrophe beschleunigte, giebt Kleist in demselben Briefe vom 10. November an, einen Grund, der uns, von den sonstigen traurigen Lebensverhältnissen Kleists ganz abgesehen, veranlassen muß, des Dichters Selbstmord noch nachsichtiger zu beurteilen, einen Grund, der zum mindesten dem Herzen des deutschen Patrioten nicht zur Unehre gereicht. „Die Allianz“ — schreibt da Kleist an Marie — „die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich im Leben festzuhalten Was soll man doch, wenn der König diese Allianz abschließt, länger bey ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Thür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller anderen bürgerlichen Tugenden, von

ihm selbst
tember, an
gehofft, daß
damals erst
aus dem K
Gneisenau
als auch K
Reidhardt
Nachrichten
land währ
im Herbst
damals lo
werden mü
Wagnis zu
den Franz
sind Nap
Allianz ta
aber doch
Allianz sch
betreffende
wolle, jede
danach an
das große
zusehen, d
zugeben, d
Lage war
gerufen, f

Liebe
Kleist doch
eigene Har
glück und
seinen Le
können, je
doch entsc
an frankk
Sein Ent
wollte Kle
Henriette
unheilbar

ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann.“ Noch im September, als er das königliche Handschreiben erhalten, hatte Kleist wohl gehofft, daß sein König, wie dies auch Scharnhorst und Gneisenau damals erstrebten, sich mit den Russen verbünden und die Franzosen aus dem Lande jagen werde. Und Kleist, der damals selber mit Gneisenau verkehrte, durfte sich dieser Hoffnung um so eher hingeben, als auch Hans Delbrück in seinem „Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau“ (2. Aufl. 1894) an der Hand der authentischen Nachrichten über den Bestand der französischen Streitkräfte in Deutschland während des Jahres 1811 nachgewiesen hat, daß dieselben noch im Herbst 1811 keineswegs so stark waren, daß der Plan der Patrioten, damals loszuschlagen, für eine tollkühne Thorheit hätte angesehen werden müssen. Friedrich Wilhelm III. aber schreckte vor solch einem Wagnis zurück und entschloß sich nach langem Schwanken dazu, gerade den Franzosen Heeresfolge zu leisten und eine Allianz mit dem Reichsfeind Napoleon einzugehen, den Kleist wie die Pest haßte. Diese Allianz kam freilich erst im Februar 1812 zu stande. Kleist muß aber doch sichere Nachricht gehabt haben, daß diese beklagenswerte Allianz schon Anfang November 1811 im Werke war, sonst wäre die betreffende Brieffstelle ganz unerklärlich. Allein, dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls war schon die Aussicht auf eine solche Allianz ganz danach angethan, Kleist das Schlimmste für sein preußisches, wie für das große deutsche Vaterland fürchten zu lassen. Und das mit anzusehen, dazu noch gar selber den Arm oder auch nur die Feder herzugeben, das brachte er nicht über sein Herz. In wie ganz anderer Lage war da 1813 Theodor Körner, der, zum Kampfe gegen Napoleon gerufen, für das Vaterland sein Leben lassen durfte!

Lieber aber, als durch eine russische Kugel für Napoleon, wollte Kleist doch noch durch die eigene den Tod erleiden. Daß er durch eigene Hand vorschnell den Tod suchte, daß er selber, an allem Erdenglück und besonders am Heil des Vaterlandes verzweifelnd, eigenmächtig seinen Lebensjaden durchschnitt, das wird man immerhin beklagen können, ja müssen, man wird es aber auch zwar nicht rechtfertigen, doch entschuldigen, um so mehr, als Kleists Geist, schon von Anfang an krankhaft, im November 1811 sich mehr und mehr umnachtete. Sein Entschluß, in den Tod zu gehen, war also gefaßt, nur allein wollte Kleist nicht sterben, und er fand denn auch in Adolphine Sophie Henriette Vogel, der schönen, geistvollen einunddreißigjährigen, eines unheilbaren Krebsleidens wegen gleichfalls den Tod herbeisehenden

